

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 21. Juni 1931.

Der Tanz der Naya.

Ein Erlebnis auf Ceylon.

Von Walther Jersch.

Die Insel Ceylon, das alte Lanka, ist ein Tropenparadies. Ich war vor längeren Jahren auf Ceylon und durchstreifte die grüne Insel die Kreuze und die Quere mit dem Auto. Dabei hielt ich mich oft tagelang in den an der Landstraße gelegenen Kaffeeplantagen der Regierung auf. Wo es mir gerade gefiel. Zuweilen mitten im Urwald in tiefer Einsamkeit, oder in der Nähe von kleinen Eingeborenenhöfen. Einige Male stieß ich in den Dörfern auch auf Gauklertruppen, da wurde oft für den „hochgeehrten weißen Master“ eine Separat-Gala-Vorstellung arrangiert, der die Dorfbewohner natürlich beiwohnten. Das Programm war fast immer dasselbe. Es wurde sicher gearbeitet, und Mißerfolge gab es nicht. Zuerst kamen Jongleure, meist Malaien, die mit Bällen, Früchten und schließlich mit scharfen Messern ihre Künste trieben. Der Schluß der ersten Programmnummer war regelmäßig, daß ein halbwüchsiger Junge in einen Weidenkorb kroch, der von dem Jongleur mit vielen Säbeln, Messern und Speeren von allen Seiten durchbohrt wurde. Trotzdem der Knabe eng zusammengekrümmt in dem Korb lag, floß kein Tropfen Blut — er war beim Öffnen unverletzt. Dann kam das Mangobaumwunder. Ein Erd- oder Sandbauleute wurde von dem Zauberer — meist ein Tamule — zusammengescharrt, ein Kern hineingesteckt, begossen und das Ganze mit einem Tuch bedeckt. Dann folgte die Beschwörung; das Tuch wurde langsam abgenommen: ein frischer, grüner Strauch, hoch wie ein Kind, stand da.

Endlich kam der Tanz der Naya — das singalesische Wort für Schlange. Diese Nummer ist bekannt: eine Kobra — sehr giftig! — kriecht, gelockt durch das quärende Tuten eines primitiven Blasinstrumentes aus einem Korb heraus und wiegt sich nach der Musik. Da ich wußte, daß diesen Schlangen ausnahmslos die Giftzähne ausgebrochen waren, machte die Vorführung keinen starken Eindruck auf mich. Ich ahnte nicht, daß ich den „Tanz der Naya“ ganz anders erleben sollte.

Meine Autofahrt endete in Anuradhapura. Im goldenen singalesischen Zeitalter der herrlichen, prunkvollen Königsstadt und höchste Kultstätte des Buddhismus. Dann von Tamulen und Malabaren zerstört und vom Urwald verschlungen. — Heute ist Anuradhapura ein großes Dorf. Viele Kunstdenkmäler sind ausgegraben und beweisen eine hohe Kultur schon 500 vor Christi Geburt und früher. Im Kreise um die Grenzen der ehemaligen Stadt erheben sich heute noch die Dagobas, pyramidenartige, aber helmförmige hohe Bauten über Gebeinen buddhistischer Heiliger aus alten Zeiten. Ich beschloß die Ruwanwellsa-Dagoba, eine der ältesten, zu betreten, und brach der Tropenhitze wegen um 4 Uhr morgens auf.

Zunächst auf der Chaussee fuhr ich mit einem landesüblichen Bullock-Car, einem zweirädrigen, federlosen Karren mit einem munteren Zebu-Ochsen bespannt. Dann auf einem schmalen Pfad, der quer durch den Wald zur Dagoba hinführte, ging es weiter mit der Riksha, dem bekannten einstufigen Wägelchen der Tropen, von einem Kuli gezogen. Wie ein Droschkengaul trabte mein Tamulen-Bon in der Scherendehölz. Trotzdem er außer einem schmalen Lendenstreifen ganz nackt war, lief ihm schon bald der Schweiß in Strömen über den dunklen Körper. Für mich, in der Zugluft der Fahrt, war die Treibhauswärme des Dschungels nicht so spürbar.

Es war ein bezaubernd schöner Morgen im einsamen Urwald. Vielstimmig erkoll das Vogelkonzert ringsum, untermischt mit geheimnisvollen Geräuschen aus der Tiefe des Forstes. Deutlich vernehmbar aus der Ferne klang das Trompeten wilder Elefanten. Allerlei tropische Getier kuckte vor uns über den Weg: Eidechsen in allen Größen, flinke Gekos, auch Schlangen und ihre Feinde, die Mungotatzen. Ein junger Leopard kam aus dem Dickicht, verhoffte einen Augenblick und war im Nu wieder verschwunden.

Nach halbtägiger, schneller Fahrt zeigten sich hinter einer Wechsellage plötzlich farbige Gewänder: mitten auf dem schmalen Pfad, im einsamen Dschungel, sahen Eingeborene, nach ihrer Art auf den Boden knosend, scheinbar im gemüthlichen Palaver. Frauen und Kinder dabei. Mein Kuli hielt und wies nach vorne. Aus keinem Pigeon-Englisch hörte ich immer wieder: „Naya. . . Naya“ heraus. Ich sprang ab und ging vor: eine Kobra, ein großes Exemplar, stand, höchstens 10 Schritte weit, mitten auf dem Wege. Kniehoch aufgerichtet, giftgeschwollen mit ausgebreitetem Schilde, so daß die Brille deutlich sichtbar war, befand sich die Schlange in Angriffsstellung, heftig züngelnd und mit dem Kopfe wütend herumfahrend. Offenbar hatte sie Junge in der Nähe.

Was tun? Das Geschnatter der Eingeborenen war verhalten, gespannt blickten sie mich an. Mit der Riksha vorbeizufahren, daran war nicht zu denken. Nahe bei der Schlange, das bedeutete sicheren Tod, und einen Weg zu haben durch den Dschungel war unmöglich ohne Werkzeuge. Zwei Schritte vom Wege standen die grünen Mauern dicht und fest verflammt mit Schlingpflanzen und armdicken Ranken. Den Browning durfte ich nicht sieben, die Kobra war ein heiliges Tier, und ohne Notwehr in die Weltankunft der Eingeborenen einbrechen, das hätte ich mir nie zugegeben. Also warten. — Mein Bon hatte bei den anderen, und das Palaver hatte schon wieder eingekehrt um eine Stimme verstärkt. Die Zeit stand still, solange es bekümmert war vom Schicksal: damit war der Fall erledigt für meine farbigen Genossen. Die Schlange wurde schon mal den Weg freigegeben. Schon mal, fraglich wann? Ich rückte den Tropenhelm, im Treibhaus im Urwald war schon so heiß, daß man im Stehen schwitzte. Ich suchte einen schattigen, schlangen- und korblosen Sitzplatz.

Da änderte sich wieder die Situation. Zwei Buddhisten, die wohl auf Widwischen quer durch den Urwald herangekommen waren, standen wie aus dem Boden geschossen unter uns. Zwei hochgewachsene junge Menschen,

schlank und schmalbüttig, mit heller Hautfarbe, wie nachgebundenes Eisenblech: offenbar beide urarisch-singalesischer Abstammung. Den schweißgelben Sarong, das buddhistische Priesterkleid, trugen sie mit sicherem Anstand, dazu Fächer aus Blättern der Talipotpalme. Da beide bartlos waren und auch das Haupthaar rasirt hatten, erschienen die scharfgeschnittenen Gesichtszüge besonders ausdrucksvoll. Sie trauten, tief, aber gehalten, alle ihre Bewegungen zeigten Ruhe und Sammlung. So verhandelten sie auch mit den anderen Eingeborenen. Dann erhoben sich alle und stellten sich auf, als ob sie ein besonderes Geschehnis erwarteten. Vergeblich fragte ich herum, keiner verstand mich. Auch mein Kuli konnte nur wenige Worte Englisch und wiederholte immer: „Naya out, good man, oh very good man.“ Dabei zeigte er auf den größeren, scheinbar älteren Priester. Und nun geschah das Überraschende, ganz plötzlich und unerwartet. Der ältere Priester trat aus der Gruppe der Eingeborenen heraus und schritt langsam auf die wütende Kobra zu. Ohne Waffe, auch ohne Stab oder irgend einen Schutz. Sogar seinen Fächer hatte er abgegeben und ging, wie er war, mit nackten Beinen, auf die Schlange los. Alle anderen blieben zurück.

Fünf Schritte vor der Kobra blieb der Priester stehen, und nun wurde ein Singlang vernehmbar, worin sich dieselben Laute und Töne in gleichem Rhythmus immer wiederholten. Dazu begleitende Bewegungen mit vorgestreckten Händen. . . . Die Kobra erwartete angriffsbereit den Menschen, ihr wütendes Umherfahren war eher stärker geworden, und mehr gegen den Herankommenden gerichtet. Dabei waren die Stöße kürzer, schärfer, und es sah so aus, als ob die Schlange jeden Augenblick vorzujucken würde zum tödlichen Biß.

Die Welt der Frau.

Frauen, die zu tüchtig sind. . .

Von Tugenden, die zur Untugend werden.

Von Josefina Schult.

Wenn sich alte Freunde nach langen Jahren einmal wiedertreffen, so wird wohl oft einmal die Frage laut: „Und verheiratet haben Sie sich auch vor mehreren Jahren, wie ich höre — und haben Sie sich gut mit Ihrer Frau eingeliebt?“ Und dann kommt die Antwort, manchmal zögernd: „O, gewiß, meine Frau ist ja auch sehr tüchtig — zu tüchtig eigentlich. . .“ und in dem letzten Satz liegt so ein ganz wenig Spott und Bitterkeit.

„Zu tüchtig“ kein — kann es das überhaupt geben? Gilt es nicht heute mehr denn je, kein Bestes zu leisten und fast über die eigene Kraft hinauszuschauen? Ist es möglich, daß ein Mann es seiner Frau zum Vorwurf macht, daß sie unermüdlich schafft und sich abmüht, um die Maschine des Haushalts in musterhaftem Gang zu erhalten? Sollte es nicht das stolze Selbstbewußtsein jeder Frau heben, daß man von ihr sagen kann: „Sie ist das Muster einer Hausfrau — es gibt in ihrer Wirtschaft nicht den kleinsten Tadel?“ Und dennoch wird es keinem aufmerksamen Beobachter entgangen sein, daß das Glück jener Familien, denen eine so vollkommene Hausfrau vorsteht, kein vollkommenes ist. Woran liegt das? An dem Nichtverstehen des Mannes und der Kinder oder — daran, daß der Geist harmonischer Gemüthlichkeit systematisch zermahlen wird von der alles erdrückenden Haushaltsmaschine?

Frauen, die eine vorbildliche, allzu musterhafte Wirtschaft führen, neigen leicht dazu, sich in den täglich wiederkehrenden und immer gleichbleibenden kleinen Sorgen zu verlieren. Mag es in den ersten Ehejahren der jungen und wirtschaftlich veranlagten Frau Freude machen, ihre Wohnung als Schmuckstück zu sehen, ständig hier ein wenig zu putzen, dort noch schnell einen Handgriff zu machen — so wird immer die Gefahr naheliegen, daß diese zuerst gern getane Arbeit allmählich im Laufe der Jahre zu einem starren System auswächst, daß die Frau meint, das Erste und Wichtigste im Leben sei immer die Hausarbeit und alle anderen Interessen mühten dahinter zurückzutreten. So kann es unter Umständen geschehen, daß ein Theaterbesuch abgelehnt wird, weil gerade für diesen Tag ein besonderer Hausputz oder Wäsche oder Näherei ansteht. Der Gatte, dessen Wunsch es vielleicht wäre, einmal mit seiner Frau auszugehen, so fröhlich und guter Laune wie es in der ersten Zeit ihrer Ehe so oft geschah — muß darauf verzichten, weil ihm die liebe Gattin erklärt, das ließe sich nicht mit ihrer Arbeit vereinen, außerdem sei sie durch das tägliche mühevollen Schaffen abends so abgespannt und erschöpft, daß sie nur noch den Wunsch nach Ruhe hätte. Auf diese Weise schläft die Gewohnheit gelegentlicher kleiner Feste, Abwechslungen und geistiger Anregungen ein. Für den Mann bleiben zwei Möglichkeiten: Entweder er beschließt sich und begräbt die Hoffnung auf Abende, die ihm etwas anderes bieten könnten als ein blutblank aufgeräumtes Heim und die gleichzeitig ihm vorgetragenen Haushaltsorgen — oder er sucht die Anregung außerhalb seines Hauses. Das erste ist traurig und tröstet nicht dazu bei, die Stimmung in der Familie zu heben, das letztere ist oftmals der Anfang eines völligen Auseinanderlebens. Vor beidem sollte jede kluge Frau sich selbst und ihren Mann bewahren. So wertvoll bei jedem Menschen Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit sind, so gefährlich ist ganz besonders für die Hausfrau das Ex-

Ich stand wie gebannt, und in grauenvoller Spannung klopfte mein Herz wie mit Hammerschlägen. Eingreifen war unmöglich. Bei den anderen Zuschauern sah ich wohl Spannung und Teilnahme, aber kein Zeichen der Unruhe. Und der andere Priester, den ich angehen wollte, winkte leichtlächelnd ab. Ganz Zuversicht und Sicherheit.

Der Priester stand noch auf demselben Fleck und fuhr fort mit dem nasalen Singen und den Handbewegungen. Und langsam, und ganz allmählich wurden die wütenden Borklöse der Kobra schwächer und gingen in ein wiegendes Auf und Ab über. Aber immer noch stand der Schlangenkörper giftgeschwollen und angriffsbereit. Trotzdem ging der Beschwörer immer näher heran. Schritt für Schritt mit größter Selbstverständlichkeit, die Todesgefahr nicht achtend. Gegen den Biß einer Kobra in dieser Wut gab es keine Hilfe.

Die Sicherheit des Beschwörers hatte auch mir volle Sicherheit gegeben. Vielleicht dämmerte in mir das Bewußtsein für eine innere Verbundenheit von Mensch und Tier. Sie waren sich nicht feind, der Buddhistenpriester und die Giftschlange, sie waren beide Geschöpfe derselben Weltordnung, beide in Körper und Seele aus derselben ureinen und urewigen Schale gestiegen. Und so sah ich das Wunder: wie die Schlange immer ruhiger und ausgeglichener wurde in ihren Bewegungen, je näher der Priester kam. Und wie es nun wirklich der Tanz der Naya wurde, aber nicht im Spiel, sondern in Wirklichkeit und tödlichem Ernst. Als der Priester nur noch einen Schritt von der Kobra entfernt war, senkte sie langsam den Kopf, der Schild sank in sich zusammen und in gleichmäßigen Windungen trock die Schlange vom Plabe und verschwand im Urwald.

Ich atmete tief auf. Wie nun, wenn die Kobra zubiß: nachträglich lief es mir kalt den Rücken herunter, wenn ich an die Verantwortung dachte. Ich, der einzige weiße Mann dabei — . . . Der Priester wehrte bescheiden jedes Lob, auch jede Belohnung ab. Später hörte ich, daß wandernde Buddhistenpriester kein mildes Tier fürchten, auch an einem lauchenden Leoparden mit Seelenruhe vorbeigehen auf ihrem Wege. . . .

trem. Gerade unsere heutige schwere Zeit, die fast von Jahr zu Jahr größere Anforderungen an jeden Menschen stellt und die auch von der Hausfrau das Einsehen der ganzen Persönlichkeit verlangt, braucht Menschen, die mit äußerster Pflichtbewußtheit auch die Möglichkeit in sich zu haben, notwendigen Falles einmal fünf gerade sein zu lassen. Frauen, die sich selbst um Slaven der täglichen Kleinarbeit machen, haben den Geist unserer Zeit nicht erfasst. Sie sind zurückgeblieben und leben noch in einer Zeit, da oftmals die Langeweile eines Tages mangels besserer Beschäftigungsmöglichkeit mit chronischem Hausdus ausgefüllt werden mußte. Heute ist das anders. Heute ist Hauswirtschaft zur Wissenschaft geworden und jede Frau sollte es, sei es durch Kurse oder eigene praktische Erfahrung, gelernt haben, die täglichen Eriordernisse der Wirtschaft zu bewältigen, ohne dadurch im Räderwerk der Haushaltsmaschine die Interessen für andere Werte des Lebens zu verlieren.

Frauen, seid tüchtig, aber seid nicht zu tüchtig! Über den Pflichtkreis des Alltags hinaus muß die Fähigkeit zur Freude vorhanden sein und der Wille, alle geistigen Werte des Lebens mitzunehmen und mit der eigenen Familie zu teilen, muß höher stehen als die Sorge um den morgigen Küchensettel. Alsugroße Tüchtigkeit allein auf einem einzigen Gebiete ist gefährlich. Die Frau, die nur für das materielle Befragen ihrer Familie sorgt, ist unzulänglich — denn die läßt den Wunsch der Ihren nach liebevollem Verstehen, nach Freudegeben und Freudeempfangen, nach den kleinen Festen des Alltags meist unerfüllt.

Nie ist es gut, wenn von einer gesagt werden muß „Sie ist zu tüchtig!“ Wenn sich Spott und Bitterkeit in diesem Ausruf mischen, so zeigt das eben das Nichtverstehen des Mannes, der in seiner Frau noch etwas anderes sucht als die gute Wirtschaftlerin, und es zeigt die uneingeklebene Leere seines Gemütes, die die allzu tüchtige Gattin nicht auszufüllen vermochte mit allem Sorgen und Schaffen um das leibliche Wohl. . .

Was zur vollkommenen Dame gehört.

Von Alexa v. Sassenberg.

Die Umstellung von Begriff und Anschauung bezieht sich vielleicht am stärksten auf die Wertung der Dame. Schon mit dem Wort verbindet sich eine Vorstellung, daß sie das sich gegen früher bedeutend gewandelt. Es ist merkwürdig und ein wesentliches Zeichen für die Auffassung unserer Zeit, daß die Schätzung der vollkommenen Dame keineswegs verloren gegangen ist. Nur die Ansichten sind andere geworden. Gehört einest zur Dame Herkunft und Lebenshaltung, so sind es augenblicklich nur die innerlichen Eigenschaften, die verlangt werden. Balzac behauptete, daß man eine Dame nicht werden könne, sondern, daß man als Dame zur Welt kommt. Darüber geben die Meinungen heute gewaltig auseinander. Man kann nämlich Dame sein ohne die herkömmlichen Vorbedingungen. Die Dame ist an der Schreibmaschine ebenso zu finden, wie hinter dem Badetisch, und längst sind nicht alle Frauen, die in der Gesellschaft eine Rolle spielen, Damen. Was gehört nun zur vollkommenen Dame? Gewisse Auserwählten — darüber besteht kein Zweifel. Die Dame braucht nicht modisch, aber sie muß gut gekleidet sein. Gut, das heißt korrekt, ordentlich, unauffällig. Es wäre ein grundlegender Irrtum, anzunehmen, daß zwischen den Vermögensverhältnissen und einem entsprechenden achtungsgebietenden Äußeren auch nur

Die Mädchen der Landschaft zeigen eine bühnenmäßige Anordnung auf Bühnen.

Die Mädchen der Landschaft zeigen eine bühnenmäßige Anordnung auf Bühnen.

die tiefste Verwandtschaft besteht. Niemals macht das Kleid die Dame, doch umgekehrt gibt sie dem Gewand, das sie trägt, die Note der Damenhaftigkeit. Kluge Frauen haben längst erkannt, daß ein geringer Besitz an Kleidung eine betonte Einfachheit voraussetzt. Zur vollkommenen Dame gehört ferner Haltung. Sie bezieht sich auf das, was man sieht: die Art zu gehen, zu stehen, zu sitzen, die Beherrschung der Gliedmaßen, die Stellung der Füße, die ruhige Selbstverständlichkeit der Handhaltung — das alles kennt die Dame. Innerlich bedeutet sie die Macht über Temperament, über Wort und Gebärde. Eine Dame wird sich auch im Jörn niemals zu einem häßlichen Wort hinreißen lassen. Sie kann ein Hungerempfinden, ein Durstgefühl mit lächelnder Miene ertragen, ohne sich auf Speise und Trank zu stützen. Sie wird bei Ermüdung nicht in Klagen ausbrechen, noch Gott und die Welt für ihren körperlichen Zustand verantwortlich machen. Tut sie es, so ist sie keine Dame. Hingegen versteht sie es, die Sache von der Person zu trennen und damit räumt sie sich eine Ausnahmestellung anderen gegenüber ein. Sie ist an keine Altersgrenze gebunden. Es kommt vor, daß vierzehnjährige Mädchen bereits alle Eigenschaften der Dame aufweisen, die fünfzigjährige Frauen sich noch nicht aneignen gelernt haben. Trotz der selbsterhaltenen Wünsche, die den Menschen unserer Zeit auszeichnen, ist ein Merkmal für die Dame, lieber ein Unrecht zu erdulden, als eins zu tun. Das bedingt aber noch lange nicht ein tränenreiches unglückliches Dasein! Schon innerhalb des eigenen Heimes wird die Hausfrau den Familienmitgliedern und den Angestellten gegenüber diese Richtung verfolgen, sofern sie Dame ist. Von der vollkommenen Dame geht eine Harmonie aus, die sich der Umwelt mitteilt, sie rubig macht und das Ideale im Leben wieder höher werten läßt. So ist die selbstverständliche Folge, daß der vielgeschmähte, dennoch oft ganz unterhaltende, aber nur leidbringende Klatsch, nicht an sie herantritt. In der Beurteilung von Mensch und Ding ist die Dame von Wohlwollen erfüllt, und Wohlwollen schließt Klatsch ohne weiteres aus. Zusammenfassend könnte man sagen, daß alle guten Eigenschaften einer Frau dem Begriff der vollkommenen Dame ergeben. Niemand, der in ihrer Nähe lebt, ist sich darüber im unklaren. Und jeder, selbst der einsichtige Mensch, empfindet sie als das, was sie ist. Da kommt es gar nicht darauf an, ob sie als Landfrau die Stille beschützt, ob sie als Gemahlin eines hohen Beamten, seiner Würde entsprechend, auftritt — die Verhältnisse haben mit ihrer Wesenhaftigkeit nichts zu tun. Dazu könnte sich jede Frau erheben. Freilich, harte Selbstsucht und scharfe Beobachtung der eigenen Person gehören dazu. Also dürfen wir Balsac ohne weiteres widersprechen: Dame kann man werden, sofern man klug genug ist.

Lebe nach der Jahreszeit.

Man kann nicht nach „des Lebens gleichgestellter Uhr“ seine Tage verbringen. Die neuzeitlichen an jeden gerichteten Anforderungen verlangen Umschaltung überholter Begriffe. Mit oder nach der Jahreszeit leben gehört zu den primitivsten Forderungen, um sich geistig und körperlich frisch und elastisch zu erhalten. Bei einiger Überlegung erkennt man die von der Natur vorgeseichneten Wege. Ebenso wie man mit dem Wechsel der Jahreszeiten seine Garderobe austauscht, ist es ratsam, seine Kost einzurichten. Die Schlagwörter „Vegetarismus“, „Kostloß“ und alles, was in dieses Gebiet schlägt, haben jetzt mehr denn je Berechtigung. Die Vereinfachung wächst aus der erleichterten Befriedigung dieser Wünsche, denn wohin man schaut, verlocken die Produkte, die im Winter als Buchweisheit uninteressant geworden. Es macht Vergnügen, in engem Kontakt mit der Natur zu stehen. Man erfrischt dadurch den Körper und erfüllt ohne Zwangsmassnahmen eine natürliche Notwendigkeit.

Es ist zweckmäßig, immer in der gleichen Weise zu leben. Alles Gewohnte verliert den Reiz und damit einen großen Teil seines Nutzens. Wenn auch nicht mehr so viel von jener übertriebenen Schlafenslethargie gesprochen wird und die entsprechenden Maßnahmen zu Gunsten einer gesundheitsfördernden Erkenntnis zurücktreten, so will dennoch niemand das normale Körpergewicht überschreiten, das ihm für seinen Zweck notwendig ist. Mit der Kost allein kann man den Ausgleich nicht schaffen. Nicht alle Menschen haben an Wochentagen Zeit, Sport zu treiben, und doch ist es unumgänglich notwendig, jeden Tag mit einigen gymnastischen Übungen zu beginnen. Dazu müßte sich ausnahmslos jeder einige Minuten freimachen. Das erfordert nichts weiter als Energie. Diese Energie erfüllt nicht nur die wenigen Morgenstunden, sie steht sich über den ganzen Tag und erleichtert die Arbeit. Nichts ist verfehlter, als aus dem Bett ohne Bad, Gymnastik oder Brause in die Kleider zu schlüpfen und die tägliche Arbeit in der äußeren Hälfte des Hauses aufzunehmen. Wer einen Weg zu seiner Arbeitsstätte zurücklegen hat, sollte es in der warmen Jahreszeit unter allen Umständen zu Fuß tun. Viele rechnen diesen Weg als Zeitverlust. Es ist alles andere als das. Wie kann man schlank, elastisch und jugendlich ohne Bewegung bleiben? Manche Frauen beklagen sich, daß ihnen die Möglichkeit zu sportlicher Betätigung fehlt. Sie leben in sportlicher Betätigung Schwimmen, Rudern, Tennis usw. Gewiss sind diese Sportarten für den Körper nicht hoch genug einzuwirken. Wenn aber Zeit und Gelegenheit fehlt, verachtet nicht den Sport des Spazierens. Die modernen amerikanischen Sportenthusiastinnen legen immer mehr in Wort und Schrift ihre Begeisterung für „Gehen“ nieder. Sie lehren besondere Arten des Ganges. Eine der fortschrittlichsten amerikanischen Gymnastiklehrerinnen, Beth Wensend, betont, daß die Frau von heute die natürliche Muskelgangart abgeben habe. Statt von den Hüften gehe sie von den Knien aus. Durch eine schlechte Gangart wird die ganze Körpermuskulatur schlaff und unelastisch. Man kann also der modernen Frau nicht oft genug wiederholen, wieviel schätzenswerter schönheitliche und gesundheitliche Vorteile allein schon in einer guten Gangart liegen. Spazierengehen allein tut nichts, sondern richtiges Gehen! Zwanzig Minuten richtiges dynamisches Gehen von Kreuz gegen und Hüften aus schaffen mehr für Gesundheit und Schönheit als zwei Stunden schlechter, unorthodoxer Gangart, bei welcher fortwährend falsche Muskelgruppen schikaniert werden.

Im Frühjahr hat man begreiflicherweise den Wunsch, den Körper von den Winterlasten zu befreien. Nicht jeder hat Gelegenheit, seinen Körper gründlich mit einem Brunnen zu durchspülen. Man wird dadurch selbstverständlich schlanker. Aber das ist nicht der allein schätzenswerte Vorzug. Die vielen schädigenden Bestandteile, die sich im Laufe des Winters ansammeln, werden durch eine verständliche innerliche Reinigung ausgeschieden. In verschiedenen Großstädten sind Trinkturen eingerichtet worden.

Alles zielt auf hygienische Lebensweise. Die Stoffe für die Kleider werden poröser; dazu wendet man sich mehr und mehr wollenen Geweben zu. Armellosigkeit, unbelebtes Bein und Sandalen sind nicht als Zufall zu betrachten. Sie müssen vielmehr als verständige Ergänzungen der sommerlichen Lebensweise angesehen werden. Man trägt nicht mehr schwere Hüte, sondern bevorzugt leichte, luftdurchlässige Strobgelächte. Auch die Badeansätze lassen

vielfach die ultravioletten Strahlen durch, denn man erkannte die Notwendigkeit, dem Körper Luft, Licht und Sonne zu geben. Alles was im Winter verschlossen bleibt, muß während der warmen Monate nachgeholt werden. Nach der Jahreszeit leben ist ein Gesetz, das für jeden gilt und von jedem mit gutem Willen und geringen Anstrengungen erfüllt werden kann.

Wiesbadener Modebilder. (Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“)



Links: Brauner Jumper aus gestreiftem Wollstoff, über gelber, braun gemusterter Vordrille, dazu eine braune Jade u. Rod aus Wollstoff.

Rechts: Kleid aus grünem Chinakrepp mit leicht glänzenden Rod und schwarzer Wollgarnierung, dazu eine kleine schwarzgemusterte Jade mit Schmetterlingen.

Sommerliche Schönheitspflege.

Der zarte Teint im Sonnenbrand.

Jetzt ist eine schlimme Zeit für Frauen, die einen besonders zarten Teint haben. Diese Gabe, die uns sonst im allgemeinen sehr glücklich macht, und um die die Besitzerin oft beneidet wird, bringt in der heißen Jahreszeit und ganz besonders in den Hundstagen, die diesmal schon im Mai einsetzen, erhebliche Sorge. Sonnenglut in der Stadt, scharfer Seewind am Meere, der die Haut ausdörft und die gefährlichen Fältchen bringt — davor gilt es sich zu schützen. Zarter, empfindlicher Teint sollte überhaupt niemals der prallen Sonnenglut ausgesetzt werden. Es stellt sich dann Sprödigkeit der Haut, Risse, Fältchen ein, und nur allzuoft die gefährlichen Sommerprossen. Die Haut muß gerade im Sommer mehrmals am Tage mit einem guten und milden Creme eingerieben werden, das Rubern ist nach Möglichkeit zu unterlassen und darf, worauf besonders zu achten ist, gerade im Sommer niemals ohne vorheriges Einfetten der Haut erfolgen.

Gesunde bräunliche Farbe ist der Wunsch vieler Frauen, und um dieses Aussehen zu erreichen, werden Gesicht und Arme rüchloslos der Sonne ausgesetzt. Aber nicht jeder Teint verträgt diese Kur. Empfindliche Haut kann unter Umständen für dauernd durch eine solche Prozedur verdorben werden, und der Bronseton der Haut wäre dann recht teuer erkauft. Ebenso schält sich ein zarter Teint leicht im Sonnenbrand. Deshalb ist immer anzuraten, das Frauen mit diesem kostbaren Pfirsichtteint sich nach Möglichkeit im Schatten aufhalten, oder, sofern dies nicht möglich ist, das Gesicht durch große breitrandige Hüte schützen.

Zarte Haut, die bereits durch die Sonne angegriffen ist, muß besonders vorsichtig behandelt werden. Dazu gehört der äußerste Verzicht auf Seife. Es ist in diesen Fällen besser, das Gesicht nur mit reinem Öl zu reinigen oder mit lauwarmem Wasser unter Zusatz von etwas Borax, wobei hinterher sofort mit Fettcreme nachgerieben werden muß.

Erprobt und bewährt!

Etwas Steife nach der Wäsche gibt man Wascheide, wenn man in dem Seilwasser einige Stücke Zucker auflöst. Dann stellt man sie fest in ein sauberes Handtuch und plättet sie feucht.

Badshuhe, die stumpf geworden sind, werden wieder blank, wenn man sie mit Terpentinöl einreibt.

Der Jugendfreund.



Ein Abenteuer mit Seerobben

Der englische Kapitän Ph. Norrid erzählt folgendes seltsame Erlebnis.

„Wir waren auf der Fahrt von Hakkodate in Japan nach der Stadt Petropawlowsk an der Ostküste Kamtschatkas. Es war ein wunderbarer Junimorgen und so windstill, daß wir nicht von der Stelle kamen.“

In der Gegend der Südspitze von der Halbinsel Kamtschatka liegt ein kleines, einfaches Felsenland, etwa unter dem 50. Grad nördlicher Breite. Auf der Seelarte führt es den Namen Alexander-Riff, ist unbewohnt und wird kaum jemals von Menschen besucht. Bei Sonnenaufgang hatten wir es gerade vor uns.

Erst lachte ich ihn aus, dann bemerkte ich es durch mein Glas ebenfalls.



Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns auf einen würfelförmigen Felsblock zurückzusetzen...

Mr. Steller behauptete, durch das Fernrohr ein Gemisch von sonderbaren dunkelbraunen Gestalten auf dem Felsen zu sehen. Erst lachte ich ihn aus, dann bemerkte ich es durch mein Glas ebenfalls. Wir konnten aber nicht herausbekommen, was es sei. Und weil wir ja doch keine Fahrt machten, also nichts veräumten, ließen wir uns durch zwei Matrosen hinüberbahren, die seltsame Erscheinung in der Nähe zu betrachten.

Beim Herankommen haben wir, der ganze Felsen wimmelte von Robben, Bären-Robben, die sich kaul auf den

Steinen gelagert hatten, um die warme Sonne zu genießen. Wir ließen uns um den Felsen herum nach der Schattenseite rubern, wo keine Tiere waren, gingen an Land und hielten das Boot warten, bis wir wiederkommen würden.

Bis auf die Höhe hinauf ging alles gut, dann haben wir uns plötzlich mitten unter riesigen, mähengeknüpfelten Bären-Robben, standen zwischen ihnen, als ob wir dazu gehörten. Die Tiere waren nicht scheu, sie betrachteten uns mindestens ebenso neugierig, wie wir sie anschauten, und wunderten sich gewiß nicht weniger als wir über den merkwürdigen Anblick. Wir gingen zwischen ihnen herum, kamen weit außer Sicht des Bootes und fühlten uns wie in eine fremde Zauberwelt versetzt. Die Robben blickten uns nur aus ihren kleinen, feugelunden Augen verwundert an, kimmerten sich aber sonst nicht weiter viel um uns.

Schließlich ließ sich Mr. Steller verleiten, einem der Tiere, einem großen, alten Männchen, streichelnd über den Kopf zu fahren. Das schien der nun sichtlich überaus zufrieden, wurde böse und schnappte nach der Hand. Und wie auf Kommando setzten sich jetzt von allen Seiten her die anderen Robben in Bewegung, frohen auf uns zu, knurrten und fauchten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns auf einen würfelförmigen Felsblock zurückzusetzen, den die plumpen Tiere nicht zu erreichen vermochten.

Da haben wir nun oben und wukten nicht, was wir beginnen sollten. Die Tiere belagerten uns richtig. Sobald wir den Versuch machten, einen Fuß herunterzusetzen, da schnappten sie von allen Seiten her zu. Wir mußten wieder hinauf.



Wir standen oben auf der unzugänglich steilen Klippe, riefen und schrien und schwenkten unsere Jaden.

Es wurde Mittag. Es wurde Nachmittag. Die beiden Matrosen warteten gehorjam auf unsere Rückkehr. Aber wir konnten doch nicht! Sobald ein Fuß in Reichweite der Robben kam, da schnappten sie zu. Wir haben weit draußen unser Schiff liegen und hatten doch kein Mittel, uns bemerkbar zu machen, Hiffe herbeizurufen. Waffen hatten wir auch nicht mitgenommen. So lächerlich uns unsere Lage erschein mochte, sie war nicht ungefährlich.

Endlich gegen Sonnenuntergang kam vom Schiffe ein zweites Boot herüber, nach uns Ausschau zu halten. Wir standen oben auf der unzugänglich steilen Klippe, riefen und schrien und schwenkten unsere Jaden, die wir ausgesogen hatten. Da bemerkten sie uns.

Eine Viertelstunde später zogen sich die Robben knurrend zurück von den Männern, die mit Flinten unter sie schossen. Steller rief: „Nicht schießen, sie haben uns ja auch nichts getan!“

Den Robben schien das Abenteuer wohl nun zu gefährlich zu werden, sie zogen sich weiter hinunter nach dem Strande zurück. Wir aber machten eilig, daß wir in die Boote kamen.



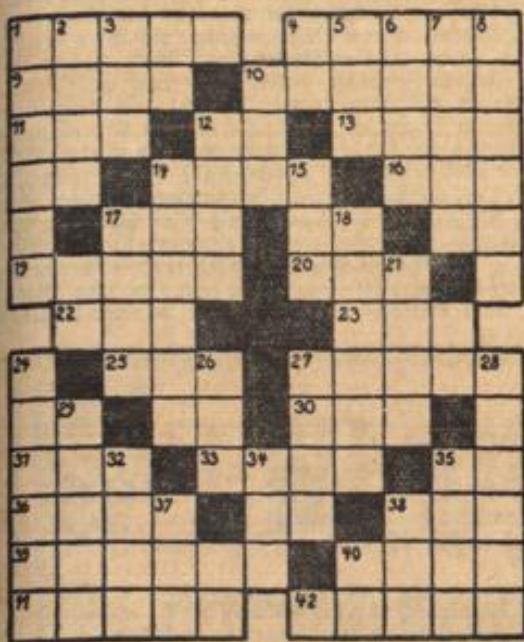
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

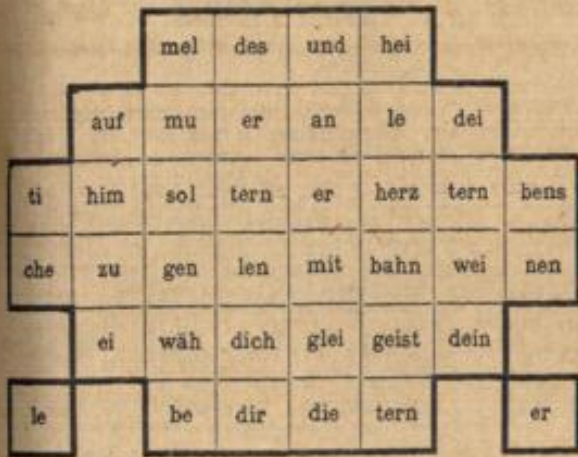
Kreuzwort-Rätsel.



Waagrecht: 1. Wasserstandsanzeiger, 4. Zu einem Teil geformte Speise, 9. Person des Alten Testaments, 10. Begegnung mit den Weinen, 11. Fruchtigkeitsniedererschlag, 13. fünfter Bestandteil, 14. Hübschheit, 16. Reptil, 17. englisches Bier, 19. Metallstift, 20. Teil des Auges, 22. Dient dem Verleihen, 23. Gentle, 25. Witz, 27. europäische Hauptstadt, 30. Fluss zur Donau, 31. biblische Frauengestalt, 33. Fläche im Gelände, 36. Rührmutter, 38. Gewässer, 39. Frauengestalt aus der Trübsal, 40. Stadt an der Donau, 41. Reihe, 42. zünftiges Fahrzeug.

Senkrecht: 1. Schutzherr, 2. Stadt in Holland, 3. Bezirk, 5. abgeklärter Frauenname, 6. Männername, 7. Stadt in Österreich, 8. Gebäud., 10. Bodenfenlung, 12. Endpunkt, 14. zmanierlicher Mensch, 15. Abzeichen, 17. Blutbahn, 18. Feilsch, 21. list am Stiel der Rosen, 24. Schloss, 26. Stadt in Bayern, 27. Pflanze, 28. Signalinstrument, 29. Berggipfel, 32. Liebesgott, 34. Lebensgemeinschaft, 35. großes Gewässer, 37. Hohepriester, 38. englischer Titel.

Rätselsprung.



Silben-Rätsel.

bab — be — da — de — de — deb
— ein — el — el — en — eu — ge
— gei — gold — ham — hei — ho —
i — im — kon — lu — man — ne —
neh — not — o — on — pa — pern
— phrat — port — rad — re — rhein
— rung — ser — son — te — ti —
ting — vo — y.

Aus diesen Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben, von oben gelesen, einen nordischen Dramehdichter und drei seiner Werke nennen.

1. deutscher Lyriker, 2. Statenvogel, 3. Küstenstrich, 4. Staatsumwälzung, 5. Voreinfuhr, 6. Knabenname, 7. Staat der USA., 8. Ort in Arabien, 9. ärztliches Instrument, 10. unbewohnte Gegend, 11. englische Grafschaft, 12. Ebelnabe, 13. Fluss in Aien, 14. deutscher Strom, 15. lagenhafter Schap, 16. heiße Quelle, 17. Stadt in Westlandern.

Wortgolf.

Wie kann man von einem „Pils“ „tatt“ werden? — Man verändert zu jedem Zwischenwort die durch + angezeigten Buchstaben des vorangegangenen Wortes:

P I L Z
+ — — — innerer Körperteil
— + — — gefeilte Gerste
+ — — — Speisgut
— — + — Rassegrund
— — — + S A T T

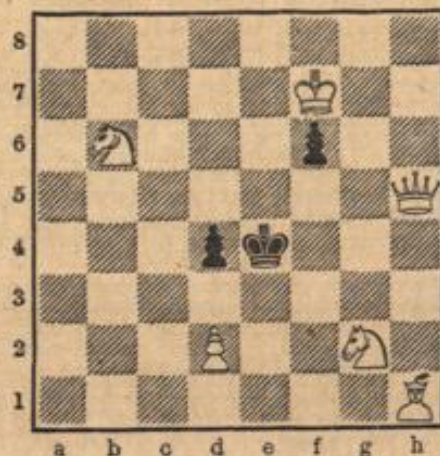
Auf ähnliche Weise kommt ein „Dieb“ in eine „Bank“:

D I E B
+ — — — Roswort
— — — + Dichtung
— + — — mäßig warm
— + — — Bodenfläche
+ — — — Schnur
— — — + B A N K

Auflösungen aus voriger Nummer.

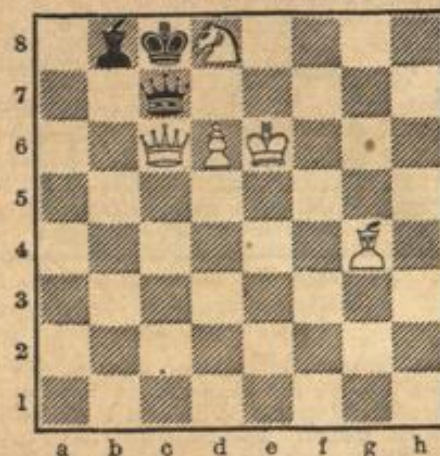
Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Juni, 4. Golf, 7. Gong, 9. Emir, 10. Rurmi, 11. Lama, 12. Frau, 13. Jeder, 18. Rote, 19. Grab, 21. Stint, 25. Rote, 26. Aien, 28. Fudel, 29. Lenz, 30. Ader, 31. Elbe, 32. Rind. — Senkrecht: 1. Jgel, 2. Rogat, 3. Jgnas, 4. Geier, 5. Bibau, 6. Frau, 8. Brod, 14. Ebert, 15. Eugen, 16. Bon, 17. Rab, 20. Nobel, 21. Sepie, 22. Jade, 23. Talar, 24. Weien, 25. Pole, 27. Nord. — **Wagliche Quadrate:** 1. Quadrat: 1. Elm, 2. Leu, 3. Mut. 2. Quadrat: 4. Ale, 5. Par, 6. Erz, 3. Quadrat: 7. Tee, 8. Elm, 9. Emä, 4. Quadrat: 10. Ute, 11. Tor, 12. Eri. 5. Quadrat: 13. Sau, 14. All, 15. Uim. — **Silben-Rätsel:** 1. Gileben, 2. Schreiberbau, 3. Goshar, 4. Integrierend, 5. Brautheile, 6. Labegierer, 7. Eibam, 8. Jhabella, 9. Nachverfahren, 10. Eremit, 11. Beißgange, 12. Epil, 13. Smaragd, 14. Chymeline, 15. Hellingfort, 16. Enterich, 17. Jbo, 18. Durac, 19. Emmerich, 20. Neubamm, 21. Himmelblau, 22. Eiszeit, 23. Jmirige, 24. Teunus, 25. Dimitri, 26. Jliak, 27. Endpunkt. Es gibt eine Beziehungheit, die nur der Mantel des Hochmutes ist. — **Doppelsinnig:** Funken,

Nr. 59. W. A. Shinkman.



Weiß: Kf7, Dh5, Lh1, Sb6, g2, Bd2.
Schwarz: Ke4, Bd4, f6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 60. F. M. Teed.



Weiß: Ke6, Dc6, Lg4, Sd8, Bd6.
Schwarz: Kc8, Dc7, Lb8.
Matt in 2 Zügen.

Dr. Tartakower schreibt in seinem Werk „Schach-Methodik“ über die verschiedenen Bauernformationen mit viel Humor: Bauer! Ein Zentrumsbauer wirkt oft sehr exzentrisch. Ein rückständiger Bauer pflegt die teuersten Mixturen zu beanspruchen. Ein vorgerückter Bauer glaubt am Schicksal vorbeispielen zu dürfen. Ein Freibauer ist meistens an Händen und Füßen gebunden. Ein isolierter Bauer verbreitet Trübsinnigkeit übers ganze Brett. Ein Doppelbauer steht da wie ein hübscher Sünder. Ein Trippelbauer glaubt schon an keine Möglichkeit des Guten auf der Erde mehr. Ein Bauer, der zur Dame wurde, ist rachsüchtig, blutrünstig und roh. Ein Bauer, der fällt, ist stets siegesbewußt. Ein verbundener Bauer denkt nur an seine Weggenossen. Ein Flügelbauer gleicht oft einem Provinzialen. Ein Vorpostenbauer ruft ununterbrochen um Hilfe. Ein Gabelbauer hält sich für das wichtigste Geschöpf der Erde. Ein zwecks Fluchtfeldes für den König gezogener Bauer denkt sich: Ohne mich wäre der Alte verloren. Ein Kampfbauer zittert gewöhnlich am ganzen Leibe. — Laut Philidor ist der Bauer die „Seele des Schachspiels“, laut Morphy das Hauptinstrument des Sieges, laut Steinitz die Hauptursache der Niederlagen, laut Nimzowitsch endlich der taktische Trumpf jedes schachlichen Ringens.

Partie Nr. 30. Gespielt im Meisterschaftsturnier zu Breslau 1925.

Weiß: Bogoljubow, Schwarz: Dr. Tarrasch.

1. e4—Sf6, 2. e5—Sd5, 3. Sf3—d6, 4. d4—Lf5. Folgerichtig erscheint jedenfalls 4. ... Lg5, um dank der Fesselung des Sf3 den inszenierten Angriff auf die Punkte e5 und d4 indirekt fortzusetzen. Die Aljechinische Eröffnung verlangt, wie übrigens auch jedes andere wissenschaftlich aufgebaute Eröffnungsspiel, ein tiefes Eindringen in ihren inneren Sinn. 5. Ld3. Noch präziser wäre vorerst 5. c4. 5. ... Lg6. Zu künstlich gespielt, weshalb auch wichtige Positionen in Balde verloren gehen. Einfacher war wohl 5. ... Lx4d3. 6. c4—Sb6? Ein für diese geist-sprühende Eröffnung etwas zu gewagtes Schablonenspiel. Geboten war nunmehr 6. ... Ld3. 7. Lxg6—hxg6, 8. e6! Bodensprengung. 8. ... f6. Wenig bestrebenswert wäre wohl 8. ... fxe6. 9. Sg5—e5, 10. Se6 mit nachfolgendem Befestigungszug d4—d5, wobei sich auf e6 statt des immerhin bescheidenen Bauern ein kraftstrotzender Springer bedrohlich aufstellen würde. 6. Dd3—Dc8. Beginn verzweifelter Verteidigungsakte. Jedenfalls aussichtslos wäre 9. ... f5, 10. Sg5—Dc8, 11. d5 usw. 11. Dxg6+—Dd8, 12. Df7. Deckt den Bauern e6 und droht nunmehr 12. Sh4 nebst Sg6. 11. ... Sxc4. Ein Gegenversuch. 12. Sd2! Eine starke Antwort, dank welcher die einzige tätige Figur der Verteidigung des Gegners vom Kampffelde gewiesen wird. Eine Uebereilung wäre hingegen schon hier Sh4? wegen 12. ... d5, 13. Sg6—Sd6, 12. ... Sxd2, 13. Lxd2—g5. Hierdurch wurde zwar der drohende Springer einfall verhindert, doch nimmt auch ohnedies die Paraly-sierung aller Streitkräfte von Schwarz sehr bald tragische Formen an. 14. d5—c5. Um zum mindesten seinen König einigermaßen zu befreien. Besser war freilich zu diesem Zweck 14. ... c6, obwohl Weiß auch dann mittels 15. La5+—b6, 16. Lc3 (drohend Lx16) den Stellungskäfig fest zuschnappen würde. 15. Lc3 auch jetzt wäre zunächst das Abspergungsschach: 15. La5+—b6, 16. Lc3 noch präziser, doch auch nach dem Textzug kommt der feindliche König nicht mehr lebend heraus. 15. ... g4, um der Drohung 16. Lxfs einigermaßen zu begegnen. 16. Sh4—Txh4, nun folgt eine herzzerreisende Königsjagd. 17. Dxf8—Kc7, 18. Dxe7+—Kb8, 19. Dxd6—Kb5, 20. a4+—Kc4, 21. Df4+—Kd5, 22. 0-0-0+. Aufgegeben, denn das Matt ist im nächsten Zuge unvermeidlich. Eine Zertrümmerungspartie,

Lüftigen Lkn.



„Das ist ja schrecklich mit deiner ewigen Fragerlei! Ich möchte wohl wissen, was gegeben wäre, wenn ich als Junge so viel gefragt hätte!“
„Dann könntest du sicher jetzt meine Fragen beantworten, Papa!“

Der billigere Weg.

Eine Filmschauspielerin kommt in Chicago zum Rechtsanwalt und bittet ihn, ihre Scheidung einzuleiten. „Für 500 Dollar bin ich gern dazu bereit“, erklärt der Rechtsanwalt.

„Nein, das ist mir zu teuer“, meinte die Dame entsetzt. „Für 100 Dollar kann ich ihn schon erschießen lassen.“

Doppelsinnig.

„Ihr Gatte scheint ein Mann von seltenen Gaben zu sein.“
„Das ist er wahrhaftig. Mir hat er noch nichts gegeben, seit wir verheiratet sind.“

Bester Beweis.

„Nun, wie hat sich denn Ihr Kleiner auf unserer Kindergesellschaft amüsiert?“ fragte Frau Müller.
„Ich wurde ausgezeichnet“, erwiderte die Mutter, „er wollte bis zum Abend des nächsten Tages nichts essen.“



Das Porträt.

„Das Porträt nehme ich unter keinen Umständen! Da ist ja keine Spur von Ähnlichkeit! Ich sehe ja aus wie mein eigener Großvater!“
„Ach, könnten Sie dann nicht Ihren werten Herrn Großvater bitten, das Bild zu kaufen?“

Humor des Auslandes.

Die ängstliche Gattin.

„Max, du willst heute abend schon wieder ausgehen, wo du doch weißt, daß nächste Woche die Miete fällig ist!“
„Aber Kindchen, bis dahin bin ich doch längst zurück!“
(Falling Shaw.)

Das beste Mittel.

„Ich habe Schluden. Erbrechen Sie mich doch mal!“
„Das hilft.“
„Pumpen Sie mit hundert Mark!“
„Danke — es ist schon vorüber.“
(Kabelsalter)

Die schöne Wohnung

Wie richtet man sein Wohnzimmer ein?

Praktische Vorschläge für die Ausgestaltung des Wohnraumes.

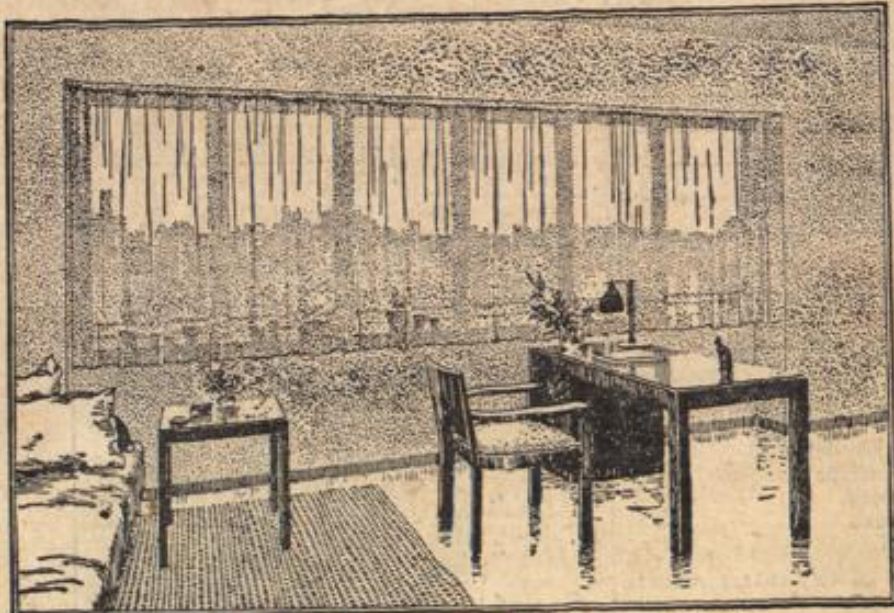
John Ruskin schreibt in seinem Buch „Menschen untereinander“: Eine Frau sollte ihr Heim mehr als irgendeinen anderen Ort lieben. Sie sollte es so selten verlassen wie eine Königin ihr Reich und sollte sich nur innerhalb seiner Schwelle ganz beruhigt fühlen. — Mit diesen Worten ist die tiefe Verbundenheit zwischen Mensch und Heim, die wir alle fühlen, der Mann ebenso wie die Frau, zum Ausdruck gebracht. Diese Verbundenheit kann uns zum Glückstern oder zum ständig bösen Abdruck werden, je nachdem wir es verstehen, unsere Umgebung zu gestalten oder zu entstellen.

Hängelampe mit der 50-Watt-Birne. An der Wand ein Büfett mit symmetrisch angeordneten Kristallkaraffen, Niddeltörben, Porzellanfiguren, Teegläsern in Messingbechern. Gegenüber eine Chaiselongue, in einer Ecke ein zweites, verkleinertes Büfett, die Anrichte, wieder mit vielen Gegenständen bestetzt. Die Tapete dunkel und groß ornamentiert.

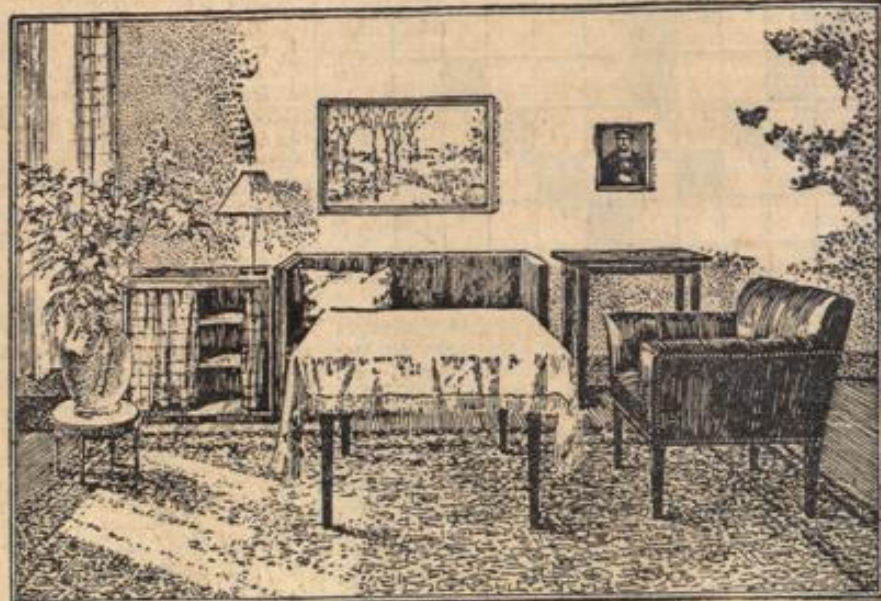
Nun was ist daran auszusetzen? Gewiß, die Einrichtung an sich ist kaum zu tabeln. Aber wird sie wirklich allen Anforderungen des Lebens gerecht? Konstruieren wir einmal ein Menschenleben, das sich innerhalb dieser Einrichtungs-

reichende Beleuchtung, die man leider so häufig findet, obwohl sie doch nur Wenigste erspart, kann die Nerven einer auch bei Lampenlicht arbeitenden Frau vollständig zerrütten. Für eine Lampe von mindestens 100 Watt Stärke, abgeblendet durch weiße Seide, muß gesorgt werden.

Auch für die Familie mit Kindern, die kein eigenes Kinderzimmer haben, ist der durchschnittliche Einrichtungsraum unzureichend. Es gilt, im Elternwohnzimmer eine Kinderstube zu schaffen. Auch in diesem Falle ist es ratsam, den Tisch, an dem die Mahlzeiten eingenommen werden, in eine Ecke des Zimmers zu verlegen, damit beide Parteien, Eltern und Kinder, möglichst wenig einander stören. Da die Kinderstube kindlichen Charakter haben muß, wird man gut tun, dem Gesamtraum eine leichte und freundliche Note zu geben. Dies erreicht man durch helle Tapete, leichte und



Fensteransicht im Wohnraum einer 2½-Zimmerwohnung. (Siedlungsgenossenschaft berufstätiger Frauen, Frankfurt a. M., Architekt Bernhard Hermles).



Aus einem Wohnzimmer. (Architekt Heinrich Tesenow, Berlin.)

Die meisten Wohnungseinrichtungen sind unschön, weil sie unswemäßig sind. Sie sind sozusagen „im Ruhezustand“ ein ganz erfreulicher Anblick, sobald sie sich aber bewähren sollen, sobald wir darin wohnen und im Eifer der täglichen Pflichten bald dieses, bald jenes verschieben, dieses und jenes benutzen, entsteht das Chaos. Nur eine klug durchdachte Einrichtung gewährleistet eine reibungslose Abwicklung des Tageslaufes.

Das Kernstück des Heims ist das Wohnzimmer. Um so mehr, als man gerade jetzt von einer wahren Massenflucht aus den großen Wohnungen gelassen hat. Die Zwei- und Dreizimmerwohnungen sind die gesuchtesten, so daß bei Zusammenlegung der Zimmer dem Wohnzimmer die größte Bedeutung zukommt. Die Notwendigkeit, in einem Raum zu essen, zu schreiben, zu nähen und Kinder spielen zu lassen, zwingt uns, genau darüber nachzudenken, welche Möbel man für das Wohnzimmer wählen und wie man sie aufstellen muß, so daß trotzdem genügend Platz für die Bewegungsfreiheit der Bewohner bleibt.

Wie sieht denn nun im Durchschnitt das übliche Wohnzimmer aus? Wir kennen es alle, zehn Einblicke in verschiedene Wohnungen haben zehnmal den gleichen Anblick geboten: in der Mitte des Zimmers der Tisch, mit Tischdecke bedeckt, darauf eine vielfach verschörfelte Schale. Um den Tisch herum vier schwere Stühle. Über dem Tisch die

Stühle zufriedenstellend abwideln könnte. Ich dachte mir, daß es geeignet wäre für ein älteres, ruhiges Ehepaar, das den Raum hauptsächlich zum Essen, Plaudern, Zeitungslesen und gemütlichem Kaffeegenuß gebraucht: da es alte Möbel für die genannten Zwecke vorzieht, wäre es ganz ausreichend.

Durchaus unswemäßig wird es sich jedoch erweisen als Wohnzimmer einer Hausfrau, die gezwungen ist, viel darin zu nähen. Da wäre vieles zu ändern, wollte sich die Hausfrau nicht aufreiben am Dienst an solcher Wohnung. Die zahllosen Gegenstände auf Büfett und Anrichte, die in dem Raum einer Schneiderin besonders der Verstaubung ausgesetzt sind, stehen viel besser im Innern des Büfets, nur eine Schale läßt man zurück, um das Auge zu erfreuen. Der große Tisch muß mit Ausziehblättern zum Zuschneiden versehen sein. Man nimmt ihm die Tischdecke, der Stoffresten, Fäden und Staub besonders anhaften, und ersetzt sie durch eine nicht zu leichte Leinwand. Den Tisch selbst stellt man zweckmäßig nicht in die Mitte des Zimmers, so wird wichtiger Platz gewonnen für die Bewegungsfreiheit der Schneiderin. Das Anprobieren und Auf- und Abgehen vor dem Spiegel wird erleichtert. Statt der Chaiselongue wählt man ein Sofa in der Länge des Tisches, drei Stühle umstehen die übrigen Tischseiten. Statt der Anrichte empfiehlt sich eine Kommode mit mehreren Schubfächern zur Aufbewahrung der Schneiderstücke, Garne und Zutaten. Unzu-

nicht zu große Möbel, schleifflackerte Stühle und Tische. Ein kleineres Büfett genügt, um die empfindlichsten Porzellanstücke aufzunehmen, die übrigen können in der Küche untergebracht werden. Von der Aufstellung von Rippes- und Gebrauchsgegenständen auf dem Büfett ist unbedingt abzuraten, da sie für die Kinder eine Gefahrenquelle, für die Mutter eine Arbeitsquelle bedeuten. Eine Vase mit Blumen auf dem Tisch, ein baftgeflochtener Korb für Früchte oder Gemüse auf dem Büfett, das sind zwei Lichtblicke, die genügen.

Neben der persönlichen Einstellung gelten noch einige allgemeine Regeln. Man wähle im Wohnzimmer möglichst helle Tapeten: sie schaffen einen sauberen und freundlichen Eindruck. Die Gardinen seien waschbar, leicht und leicht abzunehmen. Der Tisch muß groß sein, das ist nötig für die Mahlzeiten und auch fürs Arbeiten. Aber etwas niedriger als bisher üblich kann er sein, damit wird eine gewisse Behaglichkeit erreicht. Die Hängelampe über dem Tisch soll eine nach unten strahlende, direkte Beleuchtung vor und außerdem, für Besuch und festliche Gelegenheiten, eine indirekte, die das Licht zur Decke strahlt. Sehr nützlich ist ein Platz vor dem Fenster, ein kleiner Tisch und zwei Sessel zum Plaudern, Kaffeetrinken und Lesen. Die schalldämpfende und wärmende Eigenschaft von Teppichen trägt ganz besonders zur Behaglichkeit eines Raumes bei.

Ilse Deike.

Das Lüften der Zimmer.

Läßt Luft und Sonne herein.

Eigentlich sollte es schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden sein, über die kein Wort mehr verloren zu werden braucht, daß in jedem Hause die Zimmer gründlich gelüftet werden und dafür gesorgt wird, daß die frische Luft ausgiebig in sie hinein kann. Genug wird ja von Ärzten und Hygienikern auf die Bedeutung der Luft für das Wohlbefinden des menschlichen Körpers hingewiesen und ausgeführt, um wieviel widerstandsfähiger gegen Krankheiten ein Mensch ist, der sich viel in guter Luft aufhält und wie wichtig es vor allem für die Lungen ist, daß sie unverbrauchte Luft einatmen. Wenn aber in einem Zimmer längere Zeit die Fenster geschlossen bleiben, dann ist die Luft verbraucht, denn wir haben einen Teil des in ihr enthaltenen Sauerstoffes eingeatmet und dafür Kohlendioxid ausgeatmet.

Dies gilt natürlich insbesondere für Zimmer, in denen sich eine größere Anzahl von Personen aufhalten, also Schulen, Büros usw.; aber auch Privatwohnungen sind ja leider heute nur allzuoft „überfüllt“, und es wird in ihnen besonders schnell die Luft verbraucht. Darum sollte in solchen Räumen des öfteren am Tage das Fenster geöffnet werden. Vor allem natürlich ausgiebig des Morgens und nach jeder Mahlzeit, um die Ekergerüche aus dem Zimmer zu verbannen. Jetzt im Sommer kann man, wo man ja nicht zu befürchten braucht, daß die Zimmer zu sehr auskühlen, die Fenster überhaupt den ganzen Tag offen stehen lassen, es sei denn, daß die Hitze allzu groß ist. Dann muß man sich auf die Morgenstunden beschränken, solange die Sonne nicht allzu hoch steht, und auf die Nachtstunden. Man sollte sich unbedingt daran gewöhnen, auch bei geöffneten Fenstern zu schlafen. Jetzt ist die geeignete Zeit, damit anzufangen, falls man es nicht gewohnt ist, vielleicht kann man es dann durch allmähliche Gewöhnung durchziehen, daß man auch im Winter frische Luft des Nachts ins Schlafzimmer hineinführt; denn dies ist sehr wichtig für die Gesundheit. Man wird erstaunt sein, wieviel wohler man sich dabei fühlt, wieviel tiefer und ruhiger der Schlaf geworden ist und auch gegen Erkältungen wird man sich viel widerstandsfähiger fühlen. Jarte und empfindliche Menschen müssen natürlich vorsichtig damit sein, aber jetzt, in den warmen Sommertagen können sie, wie gesagt, ruhig damit anfangen.

Und dann die Sonne! Das ist nun wieder ein Kapitel für sich und hier sündigen viele Hausfrauen ganz besonders viel. Viele von ihnen meinen immer noch aus Rücksicht auf ihre Möbel die Sonne von ihren Zimmern absperrten zu müssen: Schon Ende März, wenn die Sonne etwas höher am Himmel steht, wird jeder Sonnenstrahl, der ins Zimmer fällt, ängstlich abgeperrt und den ganzen Tag über bleiben die Vorhänge geschlossen, die Jalousien heruntergelassen und die Zimmer liegen in ein dümmiges Zwielicht getaucht.

Der runde und der viereckige Tisch.

Einige Randbemerkungen von Herbert Eulenberg.

„Leute, die gern an runden Tischen sitzen und sehn mögen, sind mir detestabel. Müßen Bärenhäuter oder Schlafmünnchen sein“, liebte die Herzogin Anna Amalia, Weimars große geistige Nährmutter im achtzehnten Jahrhundert, zu äußern. Noch ist uns eine Zeichnung in Wasserfarben von einem derzeitigen Maler erhalten, die den Abendkreis, der sich um diese Kunstfreundin zu versammeln pflegte, an einem viereckigen Tisch wiedergibt. S. Meyer, der Kunstmeyer, wie ihn Goethe nannte, ist dabei. Und Einsiedel, der Hofmann und Dichterling, und Herder, der neben den stidenden und zeichnenden Hofdamen der Herzogin müßig sinnend in die Luft starrt. Goethe selber dreht uns, eifrig lesend oder vorlesend, den noch sehr schlanken Rücken zu; die Herzogin ist anscheinend über dem Zuhören mit einer Malerei beschäftigt. Allzu streng und einseitig mag ihre Vorliebe für die edigen Tische nicht gewesen sein. Denn im ihrem Sommerhause in Weimar finden sich heute noch eine Reihe von runden Tischen, die von ihr bestellt und benutzt worden sind. Ihr berühmter Sohn Carl August von Weimar bevorzugte ausgemessenermaßen die runden Tische. Er ließ sogar in mehrere dieser Tische einen eirunden Einschnitt machen, in den er beim Sitzen und Essen sein starr gewölbtes Bäuchlein hineinschieben konnte.

Die Urteile über die Vorzüge des runden oder viereckigen Tisches gehen stark auseinander. Manche sind der Ansicht, daß ein runder Tisch mehr zur Unterhaltung anregt als ein viereckiger, weil sich in einem „Kreis“ sitzender Menschen leichter ein Einklang und gegenseitiges Einverständnis herstellen ließe. Die Frauenwelt macht zugunsten der runden Tische geltend, daß sie sich zum Essen, besonders für wenige Gäste — nicht weniger als die Zahl der Grazien, nicht mehr als die Zahl der Mufen! —, viel besser schmiegen und deden ließen als die edigen Tische. Eine Beobachtung, die ihre große Berechtigung hat. Denn Kränze und andere freisichliche Blumenbewinde werden sich viel hübscher auf runden Tischen ausmachen.

Ein Anhänger des viereckigen Tisches war Napoleon, während dessen Herrschaftzeit man überhaupt wenig runde Möbel vertiert hat. Der Geschmack des Empire lehnte sich

ja in vielem an den der alten Römer an, die in der Regel an viereckigen Tischen saßen oder beim Speisen lagen. Daß man im früheren Rom Wert auf schöne Tische aus kostbarem Holz und feiner Arbeit legte, mag die Tatsache beweisen, daß Cicero für einen einzigen Tisch aus Zitronenholz an die hunderttausend Mark ausgegeben hat. Was wieder für seine hohen Einnahmen als Rechtsanwalt seugt. „Napoleon liebte es bei Unterhandlungen, die man mit ihm führte, im Zimmer oder Saal herumzuerennen“, erzählte Metternich von ihm: „Und dabei mit einer gewissen Luft an die Ecken des Tisches zu stoßen oder sich an sie zu lehnen. Das schien ihm immer wieder aufzumuntern, ihn mach zu halten und zu neuen Verhandlungen scharf zu machen.“ Die Zeit Metternichs, der selber den runden Tisch schon darum bevorzugte, weil er meist weniger Beine hatte, an denen man sich stoßen konnte, als viereckige, also die Zeit der Restauration oder des Wiederempires fand wieder mehr Geschmack an den runden, behaglichen Formen. Man wollte sich wieder einmal gründlich ausplaudern über die bewegten, unruhigen Zeiten, die mit diesem korrumpierten Eroberer vertraut waren. Und machte es sich an runden Tischen, die sogar ein hohes Maß an Würde, höchst bequem. Dazwischen gab es natürlich auch in diesen Zeitläuften, in denen der Effetismus das Durcheinander in der Bauweise sich zu entfalten begann, wieder Leute, die das Scharfkonte höher schätzten und jedem Runden, Ausladenden den Krieg erklärten. Denn der Schwarm für das Edel-Einfache, wie man damals unsere Sachlichkeit nannte, beherrschte damals schon einige Geister. Besonders im nüchternen Berlin Friedrich Wilhelms des Dritten, dem die Gabe der Unterhaltung ja gänzlich fehlte.

Heutzutage legt der Zeitgeschmack weniger Wert auf die Frage, ob der Tisch rund oder viereckig sein soll. Ja, man darf sagen, daß die Entscheidung dieser Frage in der Gegenwart unbetont bleibt. So ist es also der Gemütsart des Einzelnen überlassen, ob er sich lieber an einem kantigen oder runden geschweiften Tisch setzen und niederlassen will. „Zum Arbeiten und Lernen den edigen, zum Plaudern und Essen den runden Tisch!“ Diese Lösung, die Goethe ausgegeben hat, verdient auch jetzt noch beachtet zu werden und hat wohl die meisten Anhänger behalten.

Die Hausfrauen, die dies tun, ahnen ja garnicht, welches Unrecht sie damit sich, ihren Angehörigen, vor allem den Kindern antun, welchen Raub sie an ihnen begehen, indem sie dieses köstliche Gut, die Sonnenstrahlen, von ihnen absperrten. Der Mensch ist nun einmal ein Sonnenkind; wenn er

ihre längere Zeit entbehren muß, dann verkümmert er. So ist die Heilwirkung enthalten, die Krankheitskeime im Körper des Menschen töten, ihn gesund und widerstandsfähig machen.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 158.

Sonntag, 21. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sibylles Lippen zitterten.

„Aber ich lasse mich nicht verkaufen oder verschenken wie ein armeliges Haustier! Und wenn sie es in alten Zeiten immer so gemacht haben, — ich finde es furchtbar! Kenne ich den Junker Gildenborn? Kennst er mich?“

„Aber Sibylle, Kind, wer wird so heftig werden? Ist denn die Ahne nicht einst auch so zusammengeprochen worden schon als Kind von ihren liebevollen und vorsichtigen Eltern? Und ist sie nicht glücklich gewesen mit dem Urgroßvater, ein ganzes langes Menschenleben hindurch?“

„Weißt Du das so gewiß, Muhme Dorothee? Sie sahen es eben als ihre Pflicht an und fügten sich darein. Und redeten sich vor, daß sie glücklich wären. Weil sie es eben nicht anders kannten.“

Sibylle legte ihren Arm um die rundliche Taille der Muhme Dorothee und schmiegte ihre Wange gegen das Gesicht der anderen. „Und bist Du nie zusammengeprochen worden, Dorothee? Hat man Dich ganz vergessen, als Du so kleinwinzig in der Wiege lagst?“

Dorothee lachte. Und es war wunderbar, wie ihr schon etwas faltiges Gesicht davon überstrahlt und verjüngt wurde.

„Ja, Sibylle, mich hat man wohl vergessen, damals. Weil meine Eltern gar zu viel Kinder gehabt haben. Und weil ich häßlich war, ist später auch niemals ein ernsthafter Freierrmann gekommen. Aber glücklich bin ich trotzdem geworden, mein Sibyllchen. Denn was sollten die Ahne und Du ohne mich jetzt anfangen?“

„Ja, wenn Du das Wormser Haus nicht verfortest, dann wäre es schlecht bestellt um uns. Und ich habe mich oft schon gewundert, daß Du immer so froh und guter Dinge bist. Wo Du doch Arbeit hast von früh bis spät, und die Ahne oft mürrisch und unfreundlich ist.“

„Das ist es ja gerade, wofür ich so dankbar bin, Sibylle, daß ich Arbeit habe und gesund bin. Denn das ist die Hauptsache hier im Leben: Arbeiten dürfen und gesund sein! Aber das lernt man später, wenn das kleine Herz aufgehört hat, so wild und heftig zu sein. Doch nun lauf zur Ahne, damit sie nicht so lange wartet auf Dich!“

„Aber der Brief, Dorothee! Sie wird den Brief sehen wollen!“

Dorothee suchte hastig in ihrer Tasche.

„Ich meine doch, ich hatte ihn hier eingesteckt? Aber ganz bestimmt in dieses Seitentäschchen am Gürtel! Und nun ist er fort!“

„Du hast ihn wohl in der Küche oder im Keller verloren, Dorothee. Nun, umso besser, dann erfährt kein Mensch um den schreckhaften Inhalt.“

Und Sibylle atmete ordentlich erleichtert auf, und sprang eilig die breite Holzterasse zur Ahne empor. Aber der Muhme Dorothee war es äußerst unangenehm, daß sie den Brief verloren hatte. Konnte doch unendlich Wichtiges darin stehen!

Denn er war von dem Rittmeister Gildenborn, von dem man lange keine Nachricht, und den die Kriegs-unruhen nun wohl auch in die Nähe von Worms ver-

schlagen hatten. Es war dieser Balthasar Gildenborn aus alter, holländischer Familie, und seine Eltern waren einst mit den Eltern Sibylles eng befreundet gewesen. Da hatte man in der Wiege die beiden Kinder miteinander versprochen, aber Sibylle und Balthasar hatten sich noch niemals gesehen. Und nun kam heute morgen ein Kornett vom Regiment des Rittmeisters und überbrachte diesen Brief. Und sie, die sonst so ordentliche und gewissenhafte Muhme Dorothee mußte ihn verlieren!

Sie griff sich an die Stirn und dachte nach. Wo war sie denn heute vormittag schon alles gewesen? Wo hatte sie sich gebückt, daß der Brief ihr aus der Tasche hatte gleiten können? Vielleicht im Apfelkeller, wo sie die schöne Gartenernte mit der Magd sortiert? Und Muhme Dorothee trippelte aufgeregt hin und her, um den verlorenen Brief zu suchen. —

Unterdessen stieg Sibylle langsam zur Urgroßmutter hinauf. Die alte Frau Emerentia saß immer noch wie vorhin in dem buntgestreuten Lehnstuhl am offenen Fenster. Nur hatte die Magd ihr die Alltagshaube bringen müssen statt der violetten seidenen. Aber Frau Emerentia war unruhig und sah fortwährend zur Tür herüber, weil ihre Urenkelin sie so lange warten ließ. Doch da trat Sibylle schon über die Schwelle, ein wenig verträumt — ein wenig schuld-bewußt.

„Vergib, Ahne, daß ich erst jetzt komme, aber ich mußte nicht, daß Ihr mich hattet rufen lassen.“ Es stand Sibylle Battenberg hochgewachsen und schlank in dem großen, lichten Raum mit seinen kostbaren uralten Möbeln, daran Seidenbezüge flimmerten und von einstiger Pracht erzählen, daß es wie ein Bild anmutete von der Hand alter, holländischer Meister.

Sie kam jetzt auf die Greisin zu und beugte sich über ihre Hand.

„Seh Dich neben mich, Sibylle. So. Und dann zeige mir den Brief, den Du vorhin vom Rittmeister Gildenborn bekommen.“

Frau Emerentias Gesicht war streng und ein wenig ungeduldig, als sie das sagte.

Sibylle, die just in der Sonne saß, darin ihr seidiges Haar wie Gold erglänzte, legte den Kopf ein wenig auf die Seite und sah die Ahne mit ihren großen, blauen Augen sehr ernst an.

„Den Brief haben wir verloren, Ahne. Nämlich die Muhme Dorothee und ich.“

Frau Emerentia schüttelte energisch den Kopf, daß die weiße Spitzenhaube zitterte.

„Was ist das wieder für eine Albernheit, Sibylle? Dorothee sollte nun allmählich auch wirklich vernünftiger werden mit ihren vierzig Jahren. Dann sage mir wenigstens, was in dem Brief gestanden hat?“ Ein wenig hilflos hob Sibylle die runden, weichen Schultern.

„Ich weiß es nicht, Ahne, denn ich hatte ihn noch nicht gelesen.“

Weit beugte die alte Frau sich vor und griff mit ihrer verkrümmten Hand dem Mädchen das Kinn.

„Sieh mich an, Sibylle, — wie soll ich das verstehen? Öffnet man Briefe nicht allsogleich, wenn man

sie bekommen hat? Und nun erst solche Briefe, die über ein ganzes Leben entscheiden können?"

"Gerade darum, Ahne, hatte ich Angst, ihn zu öffnen. Weil ich mich fürchte vor dem Gildenborn und einer Ehe mit ihm."

Frau Emerentia Battenberg ließ die Hand wieder zurückzucken in ihren Schoß. Sie war ein wenig fassungslos, was ihr nicht oft passierte.

"Wenn Du Furcht hast, so ist das sehr töricht, Sibylle." Das Mädchen zuckte ein wenig zusammen und faltete dann wie in Gedanken die Stirn. Wer hatte doch heute schon Ähnliches zu ihr gesagt? Nur ein wenig anders waren die Worte gestellt.

"Furcht tut nichts Gutes!" hatte er gesagt, jener fremde Ratsherr da unten, der sie so angefahren und feige gescholten hatte.

Ach ja, sie mußte wohl sehr feige und furchtsam sein, wenn das nun alle fanden! Schuldbeußt senkte sie den Kopf. Und dabei vergaß sie beinahe ganz, auf die Worte der Urgroßmutter zu hören.

"Ich habe mich nach dem jungen Gildenborn erkundigen lassen, Sibylle, und bin immer auf dem Laufenden geblieben über sein Werden und Tun. Er soll ein honetter und ordentlicher Mann sein. Es wohnt ein Oheim von ihm hier ins Worms, der sucht mich öfters auf."

"Was nützt mir das alles und sein Oheim, Ahne, so ich den Balthasar Gildenborn doch noch nie gesehen habe."

Und Sibylle faltete die Hände im Schoß und sah die Ahne groß an.

"Und wenn ich dann so denke, Ahne, daß ich einen Mann liebhaben soll und sein Eheweib werden für das ganze lange Erdenleben, ohne daß ich zuvor sein Herz genau kennen gelernt und alle seine innersten Gedanken, — dann kommt mir das alles so widersinnig vor, und so, — so grausam."

Und sie atmete schwer und preßte die zarten Hände noch fester gegeneinander.

Jetzt stieß die Ahne mit ihrem Krüdstock auf den Fußboden. Das war immer das Zeichen, daß sie sehr ärgerlich war.

"Das sind wohl nun wieder so eingebildete, neu-modische Ideen, was? Hör einer solchen Unsinn von so einem Kinde, das noch kaum zwanzig Jahre alt ist! War es denn mit uns Alten früher anders? Hat man denn Deinen Urgroßvater und mich nicht auch schon in der Wiege miteinander versprochen? Und viele, viele andere, die ich kenne, und die ordentliche und biedere Leute geworden sind?"

"Ja, aber auch glückliche, Ahne?"

"Schweig, wenn ich rede, fürwitziges Kind! Was heißt glücklich. Glücklich ist der, so seine Pflicht tut und sich nichts zu Schulden kommen läßt. Je höher und fürnehmer die Häuser und Familien sind, desto weniger kennt man sich vor der Ehe, — desto früher werden die unmündigen Kinder von treuen, vorsorgenden Eltern für einander bestimmt. Da darf törichte Jugend nicht blind dazwischen tappen und alles zerstören."

"O Ahne, da ist ja das ärmste Bettelweib besser daran als diese Verächterin!"

Und Sibylle schlug in Entsetzen die Hände zusammen. In ihren Augen standen Tränen.

Jetzt sah Frau Emerentia ihr scharf in das Gesicht. "Du hast doch nicht etwa Dein Herz an irgend einen anderen gehängt, Sibylle? Daß Du also entsezt und erschrocken bist?"

Jetzt mußte Sibylle lachen. Und sie glitt vor der aufgeregten Greisin in die Knie und streichelte zärtlich ihre faltige Wange.

"Nein, nein, Ahne, da braucht Ihr nimmer in Sorge zu sein. Dieweil ich ja auch sonst niemand kennen gelernt habe. Nicht einen einzigen Mann. Aber jetzt, mir ist nur der Gedanke so hart, eines Mannes Weib zu werden, von dem ich noch nichts weiß, — der noch nichts weiß von mir."

Die Ahne wiegte den Kopf.

"Variari! Das sind so törichte Mädchengebanten, die schlägt einem das Leben schon allmählich aus dem Kopf. Verne Du nur gehorsam zu werden und Dich in die Wünsche Deiner Eltern zu fügen. Alles andere kommt dann schon von allein. Und nun steh von der Erde auf und sei nicht so zimperlich. Es paßt nimmer in unsere harte Zeit. Auch ist es mir, als habe soeben jemand an meine Tür geklopft. Sieh nach, wer es sei."

Gehorsam stand Sibylle auf und glättete das verwirrte Haar über den Schläfen. Aber da trat auch schon Dorothee über die Schwelle.

"Gut, daß Du gerade hier bei der Ahne bist, Sibylle. Aber ich hatte ja ganz vergessen, daß wir beide heute gegen Abend zur Advokatin Emmerich kommen sollen, dieweil sie ihren Namenstag feiert. Wenn es der Ahne recht ist?"

Die alte Frau Battenberg wiegte den Kopf.

"Es ist manches dafür und manches dawider zu sagen. Dieweil es mich Wunder nimmt, daß man in diesen ernstesten, kriegsbedrohten Zeiten noch Sinn und Lust zu derlei Festlichkeiten hegt."

"So sehen wir daraus, daß der Franzose wohl doch noch nicht so dicht vor den Toren von Worms steht. Sonst würde den Leutlein wohl die Lust zu Festen vergehen. Denn der Advokat ist eng versippt mit den Rathsherrn und weiß immer gut über alles Bescheid," sagte Dorothee fröhlich und rieb sich die Hände, denn sie war gerne lustig im Kreise anderer Leute.

"Andererseits ist es mir für Sibylle wieder ganz lieb, wenn sie auch einmal unter Menschen kommt, dieweil sie hier gar so einsam lebt mit uns Alten," meinte Frau Emerentia dann und strich sich die beiden Haubenbänder glatt.

"Es ist ja warm und sonnig heute, da kann Sibylle noch ihr weißes Sommerkleid anziehen, so ich ihr zum Wiegenfeste geschenkt habe."

Und die alte Frau vertiefte sich so in diesen Gedanken, daß sie ganz vergaß, weiter nach dem verlorenen Brief zu fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Kreuzwort-Neurose.

Fluß in Rußland. Teil des Baumes.
Altes Saiteninstrument.
Inhaltseinheit eines Raumes.
Himmelskörper. Kontinent.
Roter Farbstoff. Stadt in Sachsen.
Vogel. Gegenteil von Geiz.
Großer Jäger. Haustier. Farn.
Dünger. Kurort in der Schweiz.

Ankerplatz. Soviel wie selten.
 linker Nebenfluß des Rheins.
Fährmann in den Unterweiden.
Wappenvogel. Teil des Bettes.
Kopfbedeckung. Zittererscheinung.
Titel. Papageienart.
Kampfsplatz. Dides Seil. Verneinung.
Komponist der Gegenwart.

Abschiedsgruß. Ein Berg mit Krater.
Kriegsgott. Wurfspiel. Junges Schaf.
Tierprodukt. Arabisch: Vater.
Phantasieprodukt im Schlaf.
Kröte. Synonym für Insel.
Hühnervogel. Kleines Schiff.
Teil des Auges. Einsaltspinsel.
Geographischer Begriff.

Aggregatzustand des Wassers.
Klostervorstand. Feiner Spott.
Baum. Entlohnung des Verfassers.
Nachland. Unrat. Liebesgott.
Laban. Edam. Utah. Lorie.
Sonnenkanta: Kal! Kal! Kal!
Lütütü! Mensch, hast du Worte!
Venus! Mostriß! Zimmi! Hurral

Die Mädchen der Landschaft Ripen

Eine bäuerliche Industrie auf Jütland.

Von Peter La.

Die englische Steingutindustrie, die in der Manufaktur von Wedgwood ihren hervorragendsten Vertreter hat, beging kürzlich ein bemerkenswertes Jubiläum: Josiah Wedgwoods, des Erfinders des nach ihm benannten Steingutes, Geburts-tag jährte sich zum zweihundertsten Male. Große Feiern in Staffordshire, der Geburtsstadt des berühmten Mannes, Ausstellungen und Stiftungen erinnerten wieder einmal an den Mann, dessen Lebenswerk unzähligen Händen Brot und seinem Namen einen ehrenvollen Glanz gegeben hatte.

Wer aber weiß, daß im südwestlichen Zipfel von Jütland, in der Landschaft Ripen, eine Industrie im Verborgenen, d. h. ferne der Welt, von Bauernmädchen betrieben wird, die man in Dänemark und Schleswig-Holstein schlicht und selbstverständlich nur die „Töpfermädchen“ nennt. Der Boden ihrer Heimat ist zum weitaus größten Teile öde und wenig ergiebig. Die sandige Heide vermag nur wenige Dörfer zu ernähren und ließe auch sie verkümmern und verhungern, wenn sich die Bauern eben nicht anderweit zu helfen gelehrt hätten.

Man fand nämlich — und zwar nicht erst seit gestern —, daß es sich auf der mageren Heimatsholle immer noch besser leben läßt als in den großen Städten mit ihrer schlecht bezahlten Fabrikarbeit. Schlecht bezahlt werden auch die Leute der Landschaft Ripen, aber sie sind doch wenigstens Herren ihrer selbst. Und das ist ein Unterschied. Denn wie wenig günstig die Lebensverhältnisse in diesen armseligen ständigen Stäten und Gehöften auch sein mögen, so haben doch die Bewohner noch eine besondere Erwerbsmöglichkeit, die ihnen seit altersher die magere Heimatsholle selber wies.

Seit Jahrtausenden wachsen aus diesem Boden allerhand „Nebenindustrien“. Sichtlich von dem Städtchen Varde fängt die „Töpfergegend“ an. Sie verzieht nicht nur Dänemark, sondern auch die angrenzenden norddeutschen Landesgebiete mit jenen schwarzen Töpfen, die zwar außerordentlich zerbrechlich sind, aber dafür einen hohen Grad von Feuerfestigkeit haben.

Man muß sich wundern, daß bei der ausgezeichneten Beschaffenheit des Tones nicht ähnliche Kunstwerke zustande gebracht werden wie die weltbekannten „Pottries“ der englischen Grafschaft Stafford. Auch in Staffordshire fiel der Meister Wedgwood nicht vom Himmel, er hat viel Klugheit und Fähigkeit anwenden müssen, ehe es ihm (und seinen Nachfolgern) gelang, aus ursprünglich rohen und sehr geringen Anfängen die Fabrikation von Steingut zu hoher Blüte und zu den berühmten Kopien etruskischer Vasen zu bringen.

Und doch vergeht einem das Wundern, wenn man die primitiven Karawanen der jütlandischen Töpferbauern sieht, die auf ihren Planwagen Tausende sorgfältig in Heidekraut verpackter Krüge und Töpfe „exportieren“ und sie, für Pfenninge das Stück, bei der Kundschaft — zumeist kleinen Leuten absetzen. Was ist schon daran zu verdienen! Und mit einem Male begreift man, daß die armen Tonbauern von Varde ja nie im Leben auf einen grünen Zweig kommen können, weil sie nämlich noch nie den Gedanken erwogen haben, an eine Veränderung der Formen oder an eine Verbesserung ihrer Herstellungsweise zu denken. Aber gerade deshalb bleibt es unerfindlich, daß sich nicht andersseits das Kapital großer Geldgeber, daß sich Konzerninteressen bisher noch nicht auf Varde gerichtet haben. Der Ton ist vorzüglich, aus ihm macht man in unabänderlich vererbten Verfahren die Sydepotters, wie sie im Volksmund genannt werden, eben jene Heidetöpfe: macht sie genau so wie vor tausend oder zweitausend oder fünftausend Jahren.

Das ist seltsam, nicht wahr? Ist wie ein bißchen Außerder-Welt; denn heute, wo jeder Betrieb so rationell und gewinnbringend wie möglich arbeiten muß — heute, fragt man sich ungläubig: Kann man wirklich noch so rückständig sein wie vor tausend Jahren? Die Tatsachen widerlegen alle Zweifel. Neulich hat man bei Varde ein Hüfengrab geöffnet. Und was barg es? Nun, natürlich nichts als eine Anzahl Graburnen und ähnliche Gefäße aus dem heidnischen Zeitalter: Aschetrüge von genau denselben Formen, wie sie die schwarzen Töpfe zeigen, die noch heutigen-tags aus dem nämlichen Material, dem blauschwarzen Ton der Landschaft Ripen hergestellt werden.

Seltene Entdeckung! Hier hat die Zeit den Fendel angehalten. Hier dringt der Rärm der Welt nicht ein. Hier arbeiten die Mädchen und die Frauen mit den gleichen Handgriffen, als ob sie sie schon seit Ewigkeiten angewandt hätten (und taten sie das nicht?). Das spielt sich so hurtig ab. Ich glaube, wenn man die Grydepiges hieße, diese Arbeit mit geschlossenen Augen zu verrichten, sie brächten sie ohne die geringste Abweichung von der ererbten Form zuwege. So ein flinkes Töpfermädchen schafft an die sechzig Töpfe am Tage. Sie sind wie die Tiere in der Tretmühle, sie haben keinen Tanz und keinen Gesang zu ihrem übrigen Leben; denn die Nächte müssen sie auch manchmal zur Arbeit verwenden. Obendrein will der bröcklige Ton — so gut er sonst

ist — vor der Verwitterung ein volles Jahr lang der Einwirkung der Witterung ausgesetzt sein, dann erst kann man ihn mit nassen Füßen zurecht treten, indem man zeitweilig seinen gereinigten Sand dazu gibt.

Das gebrauchsfertige Material wird sorgfältig eingeteilt. Die Töpferin läßt sich auf einem Schemel nieder, nimmt ein kleines Brett auf den Schoß und formt mit ihren geschulten Händen aus der Masse äußerst geschwind alle Gefäße, die sie machen will. Von Drehscheibe, von sonstigen Werkzeugen ihrer städtischen Kollegen weiß sie nichts. Die Grydepige ahnt nicht, daß es ganz andere Möglichkeiten und Methoden für sie gäbe, wenn sie sich mal hier, mal dort im Gewerbe umsehen würde. Aber sie weiß es nicht, und wenn sie es wüßte, hätte sie für die Lehrszeit keine Mittel. Und hätte sie die wider Erwarten, so würde sie von Neuerungen und Ausrüstungen nichts wissen wollen. Sie will Grydepige sein und nichts sonst.

Haben die Gefäße die Form, die sie erhalten sollen, so unterliegen sie zunächst einem Trockenprozeß. Dann erst werden sie wieder zur Hand genommen und mit einem glatten, weichen Stein sorgsam geebnet und poliert. Danach wandern sie über eine Grube, in der grobe Torfstücke glimmen. Auf Stangen gereicht, werden die Töpfe der Hitze mit der Öffnung zugekehrt: das jetzt beständig geschürte Feuer leckt an die inneren Wandungen bis zur Hartglut. Nach vorsichtigem Kühlvorgang ist das Geschirr reif für den Stapelplatz.

Das muß man nachts gesehen haben. Dann ist es, als brenne die Heide. Phantastischer Spul bedrängt den Wanderer, der ahnungslos die Gegend durchstreift. Was seine Augen von weitem schon erblickt haben, ist — man findet keinen besseren Ausdruck dafür — eine verurteilte Romantik. Die zerlumpten Töpferinnen hupfen herzenhaft mit langen Steden versehen um die hoch auflodernden Flammen, wenn Gefahr droht, daß Gefäße von den Stangen gleiten, oder wenn die Grydepiges einen der rotglühenden Krüge geschickt herausfischen. Und wenn sich diesen Nachtgestalten auf der jütlandischen Heide vollends herumziehende düstere Rigeuner zugesellen, Toppstirner, die sich damit befassen, die zarten Geschirre der größeren Haltbarkeit wegen mit einem Drahtnetz zu umspinnen, dann kann einer schon das Gruseln erlernen, ehe er Gelegenheit hatte, sich von der Grundlosigkeit seiner Furcht zu vergewissern.

Wo zeigt sich Heimatssinn inniger und rührender als in den armseligen Niederlassungen Jütlands? Ich glaube, die Deutschen mit ihrer Landflucht und ewigen Auswandererunruhe könnten sich hier ein Beispiel nehmen.

Die Bestie.

Im Zirkus Ambramowitsch ist ein neuer Tiertransport angekommen — Löwen, Tiger, Leoparden. Unmittelbar aus der Wildnis, aus der Steppe, dem Dschungel. Die lange Seereise hat dem Transport nichts geschadet, die Augen sind ungetrübt, und die Wildheit tobt sich hinter den Gittern aus. Das jerrt wie befehlen an den Eisenstäben, kein Tier hat die Hoffnung aufgegeben, die Freiheit zurückzugewinnen.

In langen Monden wird auch diese Wildheit gezähmt, und nach einem Jahre sind die Eingesperrten reif für den ersten Dressurakt. Mit eingetniffenen Augen spaziert der Dompteur Kasak zwischen den Käfigen durch und beobachtet Nienenspiel und den Wechsel im Ausdruck. Er prüft gewissermaßen den Gemüths-wandel seiner zukünftigen Böglinge, und er tut dies sehr genau, denn eine Fehlschätzung kann ihn das Leben kosten.

Nach dem entscheidenden Rundgange betritt er die Direktionsloge. „Herr Ambramowitsch“, sagte er, „ich denke, die Sache klappt, nur bei dem „Gassan“ habe ich Bedenken. Wollen wir ihn nicht lieber in die Schaugruppe eingliedern? Für die Dressur scheint er mir nicht geeignet zu sein. Er wird nicht zahm. Und wenn er zehn Jahre eingesperrt ist. Aber das haben die Bengalen so an sich.“

„Wie Sie denken, Kasak“, erwidert der Direktor, „ich will Ihnen da nicht dreinreden, dafür sind mir Ihre Knochen zu schade.“ Gedankenvoll greift er ein Buch heraus und notiert: „Gassan, der bengalische Tiger, taugt nicht zur Dressur und wird deshalb in die Schaugruppe eingereiht.“

Die ersten Dressurstunden beginnen. Wochen vergehen, ehe diese Wildlinge dem Peitschenschall gehorchen. Und nicht immer gehen diese Stunden ohne Gefahr ab. „Gendun“, der Indier, ein prachtvolles Tigere Exemplar, beinahe so gefährlich wie „Gassan“, macht immer wieder den Versuch, die lange Eisenstange mit den spitzen Enden beiseite zu schleudern, oder er holt zum Schlage aus wie eine Kasse, die nach einer Maus hascht. Und zu den alten Narben auf dem Arme des Dompteurs gesellen sich neue. Ganz ohne Blutvergießen geht es nun einmal nicht. Aber Schrammen gibt es in jedem Handwerk, denkt Kasak und tupft die frischen Wunden mit einer ähnden Flüssigkeit ab — Tiger-trallen sind giftig.

Aber auch diese Lehrwochen gehen vorüber, und bald ist

Heuban so zahn, daß er betnahe aus der Hand fressen möchte. Kasad muß ihn immer wieder betrachten, wenn der Tiger während der Vorstellung als der schönste und kräftigste hoch oben auf dem Podest thront und gelassen auf die andern Tiger herabschaut, die immer noch das letzte Wort haben müssen, ehe sie sich vollends beruhigen und ihren Sitz einhalten.

Dann kommt der Zirkus Anbramowitsch eines Tages in die Hauptstadt. Der Direktor plant eine Sondervorstellung für die Prominenz. Er ruft Kasad zu sich, ehe er das Programm endgültig fertigstellt. „Kasad“, meint er, „wir müssen eine Sondernummer einfügen, eine Nummer, die auch dem verwöhntesten Geschmack schmeichelt. Wie wäre es mit Hassan? Eine solche Bestie hat noch niemand in der Manege gesehen. Könnte man ihn nicht auf Heubans Platz stellen?“

Kasad stimmt ein paar Sekunden nach. Der Gedanke ist gut, reizt auch den Dompteur, obwohl er sich über die Gefährlichkeit klar ist. Aber dann sieht er im Geiste schon die große, schlagende Überschrift auf den Plakaten „Unmittelbar aus der Wildnis in die Manege, die gefährlichste Bestie des bengalischen Dschungels. Dompteur Kasad zähmte diesen Tiger mit der faszinierenden Kraft seines Auges.“

Und Kasad läßt alle Bedenken fahren. „Gut“, sagt er zu seinem Direktor, „ich will es versuchen.“

Die Sondervorstellung für die Prominenz beginnt. Das Odeur der vornehmen Welt mischt sich mit den scharfen Geruch, der aus den Käfigen der Raubtiere dringt.

Das Zirkuspersonal baut die hohen Schutzgitter in der Manege auf: Dompteur Kasad erscheint mit seinen wilden Jünglingen. Sie murren unwillig, es klingt gereizter als sonst. Das macht der neue Kamerad unter ihnen, gegen den sie alle unetwas ausfallen. Und erst das Farbenspiel seines Fells! Solche Felle trägt nur der bengalische Tiger. Bei Hassan hat Mutter Natur sich selbst übertroffen.

Die Nummer nimmt ihren Anfang. Hassan ist mit einem gewaltigen Sack oben, und er bleibt auf seinem Platze hocken, als habe er es nie anders gelernt. Kasad schmunzelt innerlich. Seine größte Sorge ist geschwunden. Der Rest dieser Nummer wird ein Kinderpiel sein. Aber die anderen wollen nicht gehorchen, die ihm sonst fast aus der Hand fraßen. Und Heuban gebärdet sich am tollsten. Er schlägt aus, faucht, zischt und speit Geifer. Er springt hinauf und wieder herunter, gerade, als ob er unwillig sei, daß ein anderer seinen Platz eingenommen hat.

Heuban ist degradiert. Er hockt unten bei den kleinen, unscheinbaren Burschen mit dem gewöhnlichen Kopfschall. Und das verwundet er nicht. Halb hockt er wieder auf seinem Platz, dann läßt er sich plötzlich fallen und reißt den Dompteur seitlich mit zu Boden, der zu allem Unglück geradewegs in die scharfen Krallen fällt, die so fest zuwaden, daß die Zuschauer entsezt aufschreien und davon laufen.

Jetzt will Heuban die Krallen schließen. Der Kopf des Dompteurs liegt dazwischen. Da laßt ein großer Schatten herunter. Kasad sieht ihn nicht mehr, er ist bewußtlos. Aber der Schatten ist schneller als der Hilsdompteur, der nach einem Revolver läuft. Zwischen den Eisenstäben entbrennt ein furchtbarer Kampf, Tiger gegen Tiger, Bengalen gegen Indien, und Kasad kam von Glück sagen, daß er in seiner Ohnmacht unter Heubans Schmel gerollt ist, der hält die schwersten Stöße und Panlenhiebe ab. Endlich gelingt es der Zirkusfeuerwehr, die beiden Kämpfer zu trennen. Hassan verläßt als Sieger, wenn auch mit blutigen Wunden und wassertriefend, die Manege, Heuban muß auf einer Bahre in einen Einzelkäfig geschafft werden.

Kasad ist nach vielen Wochen genesen. Brust und Arme sind übersät mit neuen Narben. Als er die Dressur wieder aufnimmt, spielt er in der Manege nach wie vor mit Heuban, der sich ebenfalls nach schweren Fieberwochen wieder erholt hat, denn Kasad sagt: „Hassan hat mir nur deshalb das Leben gerettet, weil ich ihn von der Dressur verschont habe. Wer weiß, wie er es mir lohnen würde, wenn ich ihn jetzt mit in die Dressur einspannte!“

Und Hassan bleibt ein Schauobjekt, denn ein Zirkusdirektor pflegt den Aberglauben seines Dompteurs stets zu berücksichtigen, weil er ein wenig Instinkt in ihm vermutet.

Verstaubte Liebe.

Von Walter Hasenclever.

Wenn ich die Gedichtbücher meiner Bibliothek durchblättere, fällt mein Blick oft zwischen den Seiten auf den Namen einer Frau. Es ist eine schöne Sitte, den Mädchen, die man liebt, Gedichte zu widmen, und von Petrarca bis zu den Surrealisten haben die Autoren ausgiebig von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht.

Wäre ich als Frau zur Welt gekommen, auch mein Ehrgeiz hätte in dieser vergänglichen Welt der Moden und Küchenzeile den Wunsch genährt, auf einer papierenen Seite in die Literatur-

geschichte einzugehen; ja, ich wäre taubstumm gewesen, für diesen Ruhm manches zu opfern ...

Die Widmungen sind die Perlenketten der Dichter. Zwar ahnten frühere Jahrhunderte noch nichts von der Ensigelt moderner Literaturhistoriker, sich in die Tiefen des dichterischen Genies zu versenken, um dem staunenden Auditorium das Privatleben ihres Opfers zu rekonstruieren. Auch muß man zugeben, daß viele Lyriker, vor allem die der Schöferperiode, es den Professoren schwer gemacht haben, in ihren Daphnes und Cloes die historischen Originale zu entdecken. Wir Sterblichen unserer Epoche, die wir nachts vor dem Einschlafen, oder wenn sonst gerade das Telefon nicht klingelt, die schönen Verse vergangener Zeiten lesen, wir fragen uns oft mit Herzklopfen: wie mag wohl diese Maria, diese Laura, diese Lili ausgesehen haben, deren holdes Antlitz im Sternenschein an uns vorüberwandelt?

Nun gab es vor hundert Jahren weder in Jena, noch in Weimar, noch am Bärthaler See ein Kaufhaus Wertheim, dessen schmalbeinige Verkäuferinnen einen Klopstock zu Oben hätte hineinreißen können. Film und Bühne warfen keine raffigen Schönheiten an den Badestrand der Nordsee. Im Harz liefen weder geschminkte Dubistöpfe, noch turzröckige Girls auf schneebedeckten Höhen st. Als Goethe in Leipzig studierte, wurde in den Cafés kaum bis zum frühen Morgen getanzt. Es gab sozusagen kein Nachtleben.

Damals liebten die Dichter die Tages Schönheiten. Sie inspirierten sich an Spaziergängen und besangen den Sonnenaufgang, der für unsere nächtliche Generation etwas völlig Unbekanntes geworden ist, es sei denn, die Sonne geht so frühzeitig auf, daß man sie in der Bar noch sieht.

Als vor dem Krieg bei A. R. Meyer die erste Anthologie der um die Wende des Jahrhunderts geborenen Dichter erschien, trug sie bezeichnenderweise den Titel: „Das alte Ballhaus“. Sooft ich in den vielen lyrischen Bänden meiner ehemaligen Freunde blättere (damals wurden noch Gedichte verlegt), erinnert sich mein Herz mit Nührung mancher blonden Schönheit, deren unbeschnittenes Haar im Zigarettenrauch an Bartischen dämmerte.

Wo sind sie geblieben, alle die holden Frauen, die wir damals besangen? Ihr Name steht noch in schwarzen Lettern auf den schönen, pergamentenen Seiten; einige haben sogar die zweite Auflage erlebt ...

Aber sie selbst — wo sind sie? Ich sehe sie, verblüht und behäbig am Sonnabendnachmittag Einkäufe machen. Sie prüfen mit kritischen Augen die Waren, achten genau aufs Gewicht. Ihr Mann ist Beamter in einer kleinen Stadt, der Älteste besucht das Gymnasium, Sonntags gehen sie ins Kino.

Vielleicht, während ich diese Zeilen schreibe, blättern auch sie in den alten Schmökern. Sie lesen die Widmung: „An Dilly“. Da fällt ihnen ein kleiner Student ein, der sie einmal nachts in der Droschke vom Tanzsaal nach Hause brachte ... Vor vielen Jahren!

Elstriede, ich sehe deinen schwebenden Schritt in der Konfirmationszeit. Heimlich schrieb ich dir Briefe, die deine Mutter auffing. Ich wartete mit die Freimarken am Munde ab. Du aber liebtest einen Primaner, der zwei Hunde besaß. Da konnte ich nicht gegen an. Du warst meine erste Liebe. In der Geschichtsstunde schrieb ich Verse, die dich nie erreichten. Zwischen mathematischen Formeln entwarf ich den ersten Roman. Ich wollte dich nach England entführen. Du hast einen fremden Herrn erhört, der in die väterliche Apotheke eingekerkert hat.

Und du, Gertha, Pensionsmädchen am belgischen Strand: was ist aus dir geworden? Damals nahmen wir Abschied für immer. Du wohntest in Breslau und ich war Sekundaner in Nachen. Wir korrespondierten über New York, da lebte eine Freundin, deren Eltern kein Deutsch verstanden. Und ich wurde trotzdem verseht!

Geliebte Frauen der unerschöpflichen Jugend! Ihr wart die Quelle der ersten Ekstasen, die Ahnung von Leid und Glück. Nie werden wir wieder durch den Frühling der Vorstädte gehen, zwischen grünen Wiesen und stillen Teichen, schlüchtern Arm in Arm. Wo ihr auch seid: Die Erinnerung ist lebendiger als das Leben. Seid bedankt!

Sprichwörter vom Hund.

Aus dem Altdutschen von Walter Meckauer.

Zwischen Hunden und Raben
Ist stets Reizen und Kraken.
Wo ich weiß des Hundes Zahn,
Will acht auf meine Hand ich han.
Manch Hund wohlherzogen heist,
Der, wenn man wegsteht, die Leute heist.
Ein Kinderknochen ist einem Hund
Mehr wert als Gold wohl tausend Pfund.
Das leise Knurren, fürchte das:
Ein Hund, der bellt, tut keinem was!